

# Arbeitsgemeinschaft Theorie in der Archäologie



Rundbrief 2/2/2003

# Rundbrief der Arbeitsgemeinschaft Theorie in der Archäologie

Jahrgang 2, Heft 2, 2003

Zitierung gemäß der RGK-Richtlinien (Ber. RGK 71, 1990, 973 ff.):

Rundbrief Arbeitsgemeinschaft Theorie Arch.

ISSN 1619-1005 (E-mail)

ISSN 1619-2761 (Print)

**Frontbild:** Andreas Northe nach einer Idee von Sabine Reinhold unter Verwendung einer nordossetischen Psalie (Ja. V. Domanskij, Drevnjaja chudoshestvennaja bronza Kavkaza s sobranii Gosudarstvennogo Ermitasha [Moskva 1984] 182 ff. Inv. Nr. 1731/11-12).

## Impressum

**Sprecherrat** Stefan Burmeister + Nils Müller-Scheeßel (Oldenburg, Frankfurt – Sprecher), Christine Eckhard (Leipzig), Alexander Gramsch (Leipzig), Wiebke Rohrer (Berlin), Andreas Northe (Halle), Sabine Reinhold (Berlin), Marco Weiß (Leipzig)

**Redaktion Rundbrief** Sabine Reinhold, Wiebke Rohrer

**Layout** Nils Müller-Scheeßel

**Postanschrift** Nils Müller-Scheeßel, Theorie-AG (Sprecher), De-Bary-Str. 13, 60320 Frankfurt/Main

**Bankverbindung** ARGE Theorie, Kto. 6 593 896 01, Dresdner Bank Berlin, BLZ 100 800 00; Jahresbeitrag: EUR 6,- (E-mail)/10,- (print)

# Inhalt

Editorial .....	4
Tagungen .....	5
Grundfragen der Urgeschichtsforschung – 76 Jahre nach Jacob-Friesen: Sektion der Arbeitsgemeinschaft „Theorie in der Archäologie“ auf der Tagung des Nordwestdeutschen Verbands für Altertumsforschung vom 20. bis 23. Oktober 2004 in Hannover .....	5
Sektion „Wissenschaftsgeschichte“ der Arbeitsgemeinschaft „Theorie in der Archäologie“ auf dem Deutschen Archäologen-Kongress vom 04. bis 08. April 2005 in Frankfurt/Oder .....	7
Neue Literatur .....	8
ARENA.....	11
A) Soziale Identität im archäologischen Kontext – Begriffsbestimmung, Interpretation, theoretische Konzepte .....	11
Zum Verhältnis hermeneutischer und statistischer Verfahren in ihrer Anwendung auf materielle Kultur von <i>Matthias Jung</i> .....	11
Eine Replik auf die Kritik Matthias Jungs an den statistischen Verfahren zur sozialen Interpretation materieller Kultur von <i>Michael Gebühr</i> .....	20
B) Handlungstheorien in der Archäologie	
Giddens' Theorie der Strukturierung und die Archäologie von <i>Nils Müller-Scheeßel</i> .....	34
The Ideologies of Intentionality von <i>Reinhard Bernbeck</i> .....	44
Tagungsberichte .....	51
Allgemeine Archäologie – Kulturtechniken zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft von <i>Wiebke Rohrer</i> .....	51
Auch das noch ... ..	55

der erste Rundbrief im Jahr 2004 steht ganz im Zeichen kontroverser theoretischer Debatten, mit denen wir Stoff für ein Diskussionsforum bieten wollen - hier sollen grundsätzliche Konzepte unseres Faches unter ArchäologInnen, aber auch im Austausch mit anderen KulturwissenschaftlerInnen diskutiert werden. Das ARENA-Thema Soziale Identität im archäologischen Kontext - Begriffsbestimmung, Interpretation, theoretische Konzepte, das wir um Beiträge zu hermeneutischer und statistischer Methode ergänzen, gibt guten Anlass dazu. Die Beiträge von Matthias Jung und Michael Gebühr spiegeln wesentliche konträre Standpunkte im Herangehen an das archäologische Material wider. Weitere Beiträge zu theoretischen Konzepten der sozialen Identitäten im archäologischen Kontext sollen folgen. Im zweiten ARENA-Thema geht es um Handlungstheorien, die besonders innerhalb der Post-Processual Archaeology breite Aufmerksamkeit erfahren haben. Während Nils Müller-Scheessel die Anwendbarkeit der Giddenschen Strukturierungstheorie auslotet, zeigt Reinhard Bernbeck die den Handlungstheorien zugrundeliegenden ideologischen Wurzeln auf.

Weitere Projekte der Theorie-AG nehmen langsam aber sicher Form an: Im Rahmen des Nordwestdeutschen Verbands für Alter-

tumsforschung wird die AG im Herbst 2004 **Grundfragen der Urgeschichtsforschung** nachgehen. Anlass, die Frage nach den grundlegenden Forschungsfragen unserer Zeit für unser Fach selbst aufzuwerfen, ist das 100jährige Bestehen des Nordwestdeutschen Altertumsverband. Wir möchten Archäologinnen und Archäologen aus allen Bereichen unseres Faches aufrufen, sich zum Selbstbild und zur Außenwahrnehmung der Archäologie zu äußern und Forschungsziele für die Zukunft zu definieren. Es wird zu fragen sein, welche Rolle bei einer solchen Zielbestimmung Forschung und Denkmalpflege einnehmen und ob generell eine rein forschungsorientierte Archäologie in Deutschland überhaupt noch wünschenswert bzw. durchsetzbar ist.

Auch beim 3. Deutschen Archäologentag in Frankfurt/Oder wird die Theorie-AG präsent sein. Wir planen eine Sektion zum Thema Wissenschaftsgeschichte mit Beiträgen aus dem In- und Ausland (s. unten). Die Planung der Tagung ist noch im Gange und Anregungen sind willkommen.

Wir wünschen unseren Lesern viel Spaß bei der Lektüre. Vielleicht regen die Beiträge dazu an, Position zu beziehen oder zu widersprechen. Wer dies tun möchte: Der Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe ist der **15. September 2004**.

*Der Sprecherrat*

# Tagungen

## Grundfragen der Urgeschichtsforschung – 76 Jahre nach Jacob-Friesen

Sektion der Arbeitsgemeinschaft Theorie in der Archäologie auf der Tagung des Nordwestdeutschen Verbands für Altertumsforschung vom 20. bis 23. Oktober 2004 in Hannover

Vor rund einem dreiviertel Jahrhundert veröffentlichte Karl Hermann Jacob-Friesen 1928 sein methodologisches Hauptwerk mit dem programmatischen Titel „Grundfragen der Urgeschichtsforschung“. Gleich zu Beginn seiner Ausführungen formuliert er als zentrale Aufgabe der Urgeschichtswissenschaft die Erforschung von Herkunft und Gliederung der Menschheit sowie ihrer Kultur. Seine folgenden, auch heute noch grundlegenden methodologischen Erwägungen nähern sich systematisch der Beantwortung dieser Frage. In seiner expliziten Abgrenzung von den Methoden der Kossinna-Schule – weniger von den Zielen – bezog er Stellung im ideologisch aufgeheizten Gesellschaftsdiskurs der Zeit.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass sich die Fragen und Ansprüche an das Fach seitdem gewandelt haben. Der identitätsstiftende Zugang zur Archäologie, dem die wissenschaftliche Gemeinschaft vielfach mit Misstrauen begegnet, scheint zwar das öffentliche Interesse an unserem Fach zu fördern, aber das gesellschaftlich vorherrschende Bild der Archäologie wird von anderen Motiven beherrscht. Die öffentliche Wahrnehmung der Archäologie reduziert sich vielfach auf Ausgrabungen, Sensationsfunde und sonstige Ansammlungen für den Laien nicht identifizierbarer Alltagsgegenstände. Es scheint nicht gelungen zu sein, ein anderes Verständnis unseres Faches in der Öffentlichkeit zu verankern, das über die Lust am Fremden und an der Sensation oder die Langeweile an der Betrachtung sich ständig wiederholender Formen hinausgeht. Das steigende Interesse an Ausstellungen mit

archäologischem Inhalt sowie an archäologisch informierten Fernsehsendungen zeugt zwar vom Freizeitwert der Archäologie, der generelle Nutzwert steht jedoch in Frage. Insbesondere in Zeiten knapper Kassen und auferlegter Sparzwänge geraten die archäologischen Wissenschaften dadurch in Rechtfertigungsdruck. Als so genannte Orchideenfächer wird ihre gesellschaftliche Relevanz regelmäßig in Frage gestellt – Streichungen von Stellen und Einrichtungen sowie ein allgemeiner Rückgang öffentlicher Fördergelder sind die schmerzliche Folge einer nach dem Nützlichkeitsprinzip ausgerichteten Kultur- und Wissenschaftsförderung. Das stetig abkühlende Arbeitsklima ist nur allzu bekannt. Die scheinbar retrospektive Archäologie scheint für eine Investition in die Zukunft wenig geeignet, zudem kann sie das investierte Geld selten in klingender Münze zurückzahlen; die häufig vorgetragene Nützlichkeitsprüfung, die sich in der zu erwartenden Rendite bemisst, fällt deshalb zum Nachteil unserer Wissenschaft aus.

Innerhalb der Fachgemeinde stehen Wert und Nutzen der Archäologie selbstredend außer Frage, eine einhellige Meinung, worin diese denn begründet seien, wird man allerdings – von Allgemeinplätzen abgesehen – wahrscheinlich nicht erhalten. Die Zielsetzungen einer jeden wissenschaftlichen Disziplin, die ihren Wert und Nutzen umreißen, finden ihren Niederschlag in den selten präzise formulierten Grundfragen. In diesen Grundfragen wird das grundlegende Erkenntnisinteresse geäußert, das mit der eigenen Disziplin eingelöst werden soll. So wird die Ur- und Frühgeschichte als univer-

sitäres Grundlagenfach gesehen, als Teil der zukunftsorientierten „Life Sciences“, das sich grundlegend mit der Menschwerdung, der menschlichen Kultur und der Wechselbeziehung zwischen Mensch und Umwelt befasst. In der kulturanthropologischen Ausrichtung ist die Urgeschichtsforschung auch nicht ausschließlich retrospektiv, sondern enthält das Potenzial, zukünftige Entwicklungen zu begreifen bzw. planerisch in zukünftige Entwicklungen einzugreifen.

Sowohl aus der Bodendenkmalpflege als auch den Universitäten heraus wird generell für eine Überführung urgeschichtlicher Erkenntnisse in die praktische Gestaltung der Zukunft geworben. Im archäologischen Alltag, in dem die antiquarische Bearbeitung prähistorischer Realien – neben vielen mehr oder wenigen notwendigen Verwaltungsaufgaben – einen Großteil der intellektuellen Kapazitäten absorbiert, ist es in der Regel jedoch kaum mehr möglich, die eigene Arbeit in Bezug zum übergeordneten Forschungsinteresse des Faches zu setzen. So ist die Kluft zwischen einerseits notwendiger Datenerhebung und -bearbeitung und

andererseits den großen, übergeordneten Fragen oft nicht zu überbrücken.

Die Veranstaltung soll die Möglichkeiten der Urgeschichtsforschung ausloten, sich an aktuellen Gesellschaftsdiskursen zu beteiligen und die zentralen Grundfragen des Faches nach außen zu tragen. Es geht mitnichten um eine Homogenisierung unseres Fachverständnisses. Pluralität fördert das wissenschaftliche Potenzial einer jeden Wissenschaftsdisziplin, nicht jedoch der nach Vereinheitlichung strebende Konsens. Dennoch ist es dringend geboten, sich in einer Standortbestimmung über die Ziele und Möglichkeiten unseres Faches zu verständigen und ein artikuliertes Selbstverständnis über die Bedeutung der Urgeschichtsforschung in unserer Zeit und Gesellschaft zu entwickeln.

Mit unserer Sitzung möchten wir VertreterInnen aus Forschung und Lehre, der Bodendenkmalpflege sowie den Museen ansprechen, die alle ihren Beitrag zum Selbstbild der Archäologie und ihrer Außenwahrnehmung leisten.

## **Sektion „Wissenschaftsgeschichte“**

der Arbeitsgemeinschaft „Theorie in der Archäologie“ auf dem Deutschen Archäologen-Kongress vom 04. bis 08. April 2005 in Frankfurt/Oder

Wie im letzten Rundbrief der Theorie-AG deutlich geworden sein sollte, ist die Wissenschaftsgeschichte der Archäologie ein zurzeit äußerst beliebtes Thema. Dennoch beschränkt sich diese Beliebtheit nur auf einen kleinen Teil der deutschen archäologischen Öffentlichkeit, und der Deutsche Archäologen-Kongress erscheint uns als ein besonders guter Anlass, auch diejenigen Kollegen zu erreichen, die sich bisher weniger mit der Geschichte der Archäologie beschäftigt haben. Wir möchten die Bedeutung der Geschichte der Archäologie stärker ins Bewusstsein der Prähistoriker rücken und auf die wichtigsten neuen Forschungen aufmerksam machen.

Der thematische Rahmen ist nicht strikt, sondern bewusst offen formuliert, um der Vielfalt der zurzeit bearbeiteten Themen gerecht zu werden. Die Sektion soll in zwei - nicht streng getrennte - Teile gegliedert sein: 1. Methoden und Interpretationen in der Archäologie. 2. Deutschland zwischen Ost und West. Im ersten Teil sind Beiträge zur Begriffsgeschichte ebenso wie zur Entwicklung deutscher Ausgrabungsmethodik zu erwarten. Der zweite Teil wird international gestaltet; Kollegen aus Polen, Frankreich und den Niederlanden werden dazu erwartet.

*Wiebke Rohrer, Berlin,  
und Hubert Fehr, München*

### **CHAT 2004 – Contemporary and Historical Archaeology in Theory**

19 to 21 November 2004, Leicester, United Kingdom

Website: <http://www.bris.ac.uk/Depts/Archaeology/events/chat2004.html>

International conference on theoretical perspectives upon contemporary and later historical archaeology. Sessions on Reform, Industrialising Society, and Conflict.

## Neue Literatur

### Wissenschafts- und Methodengeschichte

Marc-Antoine KAESER, *L'Univers du Préhistorien. Science, foi et politique dans l'œuvre et la vie d'Edouard Desor (1811-1882)* (Paris 2004). [621 S., € 50,-]

John P. HART, *Darwin and archaeology: A Handbook of Key Concepts* (Westport, Conn. u.a. 2002). [259 S., € 109,95]

Horst BREDEKAMP, *Antikensucht und Maschinenglauben. Die Geschichte der Kustkammer und die Zukunft der Kunstgeschichte* (Berlin 1993). [Neuaufgabe 2000, broschiert, 126 S., € 9,90]

Andreas GROTE (Hrsg.), *Macrocosmos in Microcosmos. Die Welt in der Stube* (Opladen 1994). [672 S.]

Ingo HERKLOTZ, *Neue Literatur zur Sammlungsgeschichte. Kunstchronik 47, 1994, 117–135.*

Anke TE HEESEN/Emma C. SPARY (Hrsg.), *Sammeln als Wissen. Das Sammeln und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung* (Göttingen 2001). [223 S., € 22,00]

Oliver IMPEY/Arthur MACGREGOR (Hrsg.), *The Origins of Museums. The Cabinet of Curiosities in sixteenth and seventeenth century Europe* (Oxford 1985). [Neuaufgabe Taschenbuch 2001, 348 S.]

Klaus MINGES, *Das Sammlungswesen der frühen Neuzeit: Kriterien der Ordnung und Spezialisierung* (Münster 1998).

Matt EDGEWORTH, *Acts of discovery: an ethnography of archaeological practice* (Oxford 2003).

Rosemary A. JOYCE, *The languages of archaeology: dialogue, narrative, and writing* (Oxford [u.a.] 2002). [240 S., € 69,36]

Larry J. ZIMMERMAN u.a., *Ethical Issues in Archaeology* (Walnut Creek [u.a.] 2003). [300 S., € 109,95]

Andrew JONES, *Archaeological Theory and Scientific Practice* (Cambridge 2002). [206 S., € 20,92]

Robert J. JESKE, *Theory, Method and Practice in Modern Archaeology* (Westport, Conn. [u.a.] 2003). [392 S., € 71,26]

### Identitätskonstruktion und Archäologie

John CARMAN, *Archaeology and Heritage: An Introduction* (London [u.a.] 2003). [160 S., € 28,47]

Neil BRODIE, *Illicit Antiquities: The Theft of Culture and the Extinction of Archaeology* (New York 2003). [320 S., € 118,83]

Susan LAWRENCE, *Archaeologies of the British: Explorations of Identity in Great Britain and Its Colonies, 1600–1945* (London [u.a.] 2003). [352 S., € 128,35]

Janis M. McEWAN, *Archaeology and ideology in nineteenth century Ireland: nationalism or neutrality?* (Oxford 2003).

David L. BROWMAN/Stephen WILLIAMS (Hrsg.), *New Perspectives on the Origins of Americanist Archaeology* [Second Gordon R. Willey Biennial Symposium on the History of Archaeology, held at the annual meetings of the Society for American Archaeology in Seattle, Washington, in 1998] (Tuscaloosa [u.a.] 2001/02). [416 S., € 31,33]

Mark ELLIOTT, *Biblical Interpretation Using Archaeological Evidence: 1900–1930* (Lewis-ton, NY [u.a.] 2002). [316 S.]

Nadia Abu EL-HAJ, *Facts on the Ground: Archaeological Practice and Territorial Self-Fashioning in Israeli Society* (Chicago [u.a.] 2002). [352 S., € 19,01]

Peter VAN DER VEEN, *Biblische Archäologie am Scheideweg? Für und Wider einer Neudatierung archäologischer Epochen im alttestamentlichen Palästina* (Holzgerlingen 2002).

Donald Malcolm REID, *Whose pharaohs? Archaeology, museums and Egyptian national identity from Napoleon to World War I* (Berkeley [u.a.] 2003). [424 S., € 18,97]

Claire L. LYONS/John K. PAPADOPOULOS (Hrsg.), *The Archaeology of Colonialism*. [Symposium held at the Fourth World Archaeological Congress in Cape Town, South Africa, 10–14 January 1999] (Los Angeles 2002). [296 S., € 37,98]

Stefan ALTEKAMP, *Rückkehr nach Afrika. Italienische Kolonialarchäologie in Libyen 1911–1943* (Köln [u.a.] 2000). [€ 70,50]

Franz Georg MAIER, *Von Winckelmann zu Schliemann - Archäologie als Eroberungswissenschaft des 19. Jahrhunderts* (Opladen 1992). [64 S.]

F. Hugh THOMPSON, *The archaeology of Greek and Roman slavery* (London 2003). [320 S., € 73,21]

## **Materielle Kultur**

Michael John O'BRIEN/James M. SKIBO/R. Lee LYMAN (Hrsg.), *Style, Function, Transmission: Evolutionary Archaeological Perspectives* (Salt Lake City 2003). [358 S., € 33,28]

Christof BERNS (Hrsg.), *Patris und Imperium: Kulturelle und politische Identität in den Städten der römischen Provinzen Kleinasien in der frühen Kaiserzeit: Kolloquium Köln, November 1998* (Leuven [u.a.] 2002).

Charlotte Perkins GILMAN, *The Dress of Women: A Critical Introduction to the Symbolism and Sociology of Clothing* (Westport, Conn. 2002). [192 S., € 83,62]

## **Ethnoarchäologie**

Willeke WENDRICH (Hrsg.), *Moving matters: ethnoarchaeology in the Near East*. Proceedings of the international seminar held at Cairo, 7–10 December 1998 (Leiden 2002).

Liza HOPKINS, *Archaeology at the North-East Anatolian Frontier VI: An Ethnoarchaeological Study of SOS Hoyok and Yigittasi Village* (Louvain [u.a.] 2003). [184 S.]

Augustin F. C. HOLL, *Ethnoarchaeology of Shuwa-Arab Settlements* (Lanham, Md. [u.a.] 2003). [422 S., € 189,95]

Anne HAOUR, *Ethnoarchaeology in the Zinder region, Republic of Niger: the site of Kufan Kanawa* (Oxford 2003).

Anne BEST, *Regional variation in the material culture of hunter gatherers: social and ecological approaches to ethnographic objects from Queensland, Australia* (Oxford 2003).

Charles ALLEN, *The Buddha and the Sahibs: The Men Who Discovered India's Lost Religion* (London 2002). [336 S., € 41,60]

## **Gender**

Kelley A. HAYS-GILPIN, *Ambiguous Images: Gender and Rock Art* (Oxford 2003). [256 S., € 28,47]

Sarah MILLEDGE NELSON, *Ancient Queens: Archaeological Explorations* (Walnut Creek 2003). [200 S., € 31,33]

### **Landschaftsarchäologie und GIS**

Philippe DELLA CASA, *Landschaften, Siedlungen, Ressourcen: Langzeitszenarien menschlicher Aktivität in ausgewählten alpinen Gebieten der Schweiz, Italiens und Frankreichs/Paysages, habitats, ressources* (Montagnac 2002).

Gary LOCK, *Using Computers in Archaeology: towards virtual pasts* (London [u.a.] 2003). [256 S., € 30,38]

Maurizio FORTE (Hrsg.), *The reconstruction of archaeological landscapes through digital technologies*. CD (Oxford 2003).

Robin TORRENCE/John GRATTAN (Hrsg.), *Natural Disasters, Catastrophism and Cultural Change* (London 2002). [368 S., € 128,35]

## ARENA

In den nächsten Rundbriefen möchten wir das ARENA-Thema des vorletzten Rundbriefes „Soziale Identität im archäologischen Kontext – Begriffsbestimmung, Interpretation, theoretische Konzepte“ aufgreifen. In mehreren Beiträgen soll der letzte Punkt dieser Aufzählung, die theoretischen Konzepte, weiter beleuchtet und diskutiert werden. Hier geht es nicht nur um einen spezifischen Ansatz, sondern es kommt ein grundsätzlicher Widerstreit im wissenschaftlichen Vorgehen zu Tage. Denn generell steht hier die scientistisch additiv argumentierende Methode mitsamt ihrem Wissenschaftskonzept zur Debatte, einer Debatte, der sie sich aus hermeneutischer Perspektive in anderen Regionen der archäologischen Welt schon länger stellen muss. Es sei nur an die postprozessuale Kritik an der New Archaeology mit ihrem ebenfalls scientistischen Grundkonzept erinnert.

Konkret befasst sich in dieser Ausgabe der Soziologe Matthias Jung vom Standpunkt der Objektiven Hermeneutik mit den Möglichkeiten der sozialen Interpretation materieller Kultur mit Hilfe statistischer Verfahren. Die Arbeit Stefan Burmeisters ‚Geschlecht, Alter und Herrschaft‘ ist für Jung ein Aufhänger, den Einsatz quantitativer Methoden in der Archäologie neu zu überdenken. Da die zur Diskussion stehenden spezifischen Verfahrensweisen, die in der Jung’schen Kritik nur stellvertretend für diesen Methodenkanon stehen, entscheidend von Michael Gebühr entwickelt wurden, haben wir ihn gebeten, selbst zu der von Jung vorgebrachten Kritik Stellung zu nehmen. Die Einwürfe Jungs berühren ein wesentliches Standbein archäologischer Methodik, weshalb wir zu weiteren Stellungnahmen in dieser Kontroverse einladen.

### **A) Soziale Identität im archäologischen Kontext – Begriffsbestimmung, Interpretation, theoretische Konzepte**

#### **Zum Verhältnis hermeneutischer und statistischer Verfahren in ihrer Anwendung auf materielle Kultur**

*von Matthias Jung*

Im folgenden sollen aus der Sicht einer hermeneutischen Methode der Erschließung materieller Kultur einige Überlegungen zu dem Erkenntnispotential der Anwendung statistischer Verfahren in der Archäologie angestellt werden. Da es von vornherein nicht möglich ist, einem derart weiten Feld auf wenigen Seiten gerecht zu werden, möchte ich von einem konkreten Fallbeispiel ausgehend lediglich einige generelle

Probleme, die mit derartigen Verfahren verbunden sind, behandeln. Bedingt durch seine Kürze mag der Text vielleicht etwas apodiktisch und dogmatisch erscheinen, daher sei betont, dass er sich nicht als „der Weisheit letzter Schluss“, sondern lediglich als Skizze und Diskussionsvorlage versteht.

Zunächst sei die von mir vertretene methodische Position der „objektiven Hermeneu-

tik“<sup>1</sup> kurz skizziert. Im Unterschied zu anderen Hermeneutiken geht es dieser Methode nicht um den einführenden Nachvollzug des subjektiv gemeinten Sinnes, dessen also, was Personen mit ihren Handlungen an subjektiven Gehalten verbinden. Vielmehr ist die Rekonstruktion der objektiven Bedeutungen dieser Handlungen das Ziel, da überhaupt erst vor dem Hintergrund dieser Rekonstruktion eine aufschlussreiche Thematisierung und Beurteilung der Angemessenheit des subjektiv gemeinten Sinnes möglich ist. Die geläufige Identifikation der subjektiven Nachvollzugshermeneutiken mit Hermeneutik insgesamt verkennt, dass es sich bei ihnen um Produkte der irreführenden neukantianischen Unterscheidung von „erklärenden“ Natur- und „verstehenden“ Geisteswissenschaften und damit um philosophiegeschichtlich vergleichsweise späte und abgeleitete Verfahren handelt.<sup>2</sup> Irreführend ist diese Unterscheidung unter anderem deshalb, weil (objektiv-)hermeneutische Operationen des Verstehens, wie implizit sie auch immer vollzogen werden mögen, stets die vorgängigen und einbettenden sind: Auch in den Naturwissenschaften ist die Hypothesenbildung eine genuin hermeneutische Operation, und nur hinsichtlich der Beschaffenheit ihrer Gegenstände können sich die Naturwissenschaften auf das Erklären von kausal determinierten bzw. systemisch regulierten Verhältnissen beschränken, während die Gegenstände der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften als sinnstrukturierte und sprachlich verfasste dagegen ungleich komplexer sind. Eine gewisse Ironie der Wissenschaftsgeschichte liegt darin, dass sich die Geisteswissenschaften im Zuge ihrer Konsti-

tuierung im 19. Jahrhundert zwar neben den früher institutionalisierten Naturwissenschaften als in ihrer Eigenlogik gleichwertige positionieren konnten. Das bedeutete für sich die Überwindung einer einheitswissenschaftlichen, die Naturwissenschaften als Modell der Erfahrungswissenschaften überhaupt verstehenden Denkweise, jedoch wurde mit der Verkürzung der Hermeneutik auf eine subjektive zugleich die Möglichkeit verstellt, die Logik hermeneutischer Gegenstandserschließung als auch die Naturwissenschaften fundierend zu begreifen. In welchem Maße aber noch in der romantischen Hermeneutik sowohl objektiven wie subjektiven Momenten Rechnung getragen wurde, zeigt etwa die Hermeneutik Schleiermachers (1977), in der die Unterscheidung von „grammatischer Auslegung“ und „psychologischer Auslegung“ zentral war, die der von objektiver und subjektiver Hermeneutik entspricht.

Was bedeutet das alles für die Rekonstruktion der Bedeutung von Artefakten vorgeschichtlicher Kulturen? Die Gefahr eines Unterlaufens der Dimension der objektiven Bedeutung eines Gegenstands, worunter die objektiven Möglichkeiten seiner praktischen Verwendung zu verstehen sind, scheint hier schon deshalb nicht zu bestehen, weil der subjektive Sinn, den diejenigen Personen mit ihm verbanden, in deren Lebenspraxis er Verwendung fand, ohnehin unzugänglich ist. Tatsächlich aber existiert diese Gefahr hier auch, und zwar in der Gestalt einer voreiligen Subsumtion der Bedeutung des zu erschließenden Objekts unter vermeintliche Analogien oder den Kontext seiner Auf-  
findung.<sup>3</sup> Mit anderen Worten: Die objek-

1 Zur Methode der objektiven Hermeneutik vgl. Oevermann 1983; 1993; Oevermann u.a. 1979, zu ihrer Anwendung auf materielle Kultur Jung 2003.

2 Die Wirkmächtigkeit der Dichotomie von Natur- und Geisteswissenschaften und damit von „Erklären“ und „Verstehen“ ist noch dem Titel eines kürzlich erschienen Tagungsbandes zu den erkenntnistheoretischen Grundlagen archäologischer Interpretation abzulesen (Heinz/Eggert/Veit 2003).

3 Zur objektiven Bedeutung von Artefakten vgl. Jung 2003, 94–98.

tive Bedeutung des Gegenstands gilt es zu rekonstruieren, bevor man beginnt, ihn mit anderen zu vergleichen, da sich nur so erweisen kann, was überhaupt woraufhin verglichen werden soll. Und in der Tat besteht m. E. die Hauptfehlerquelle der archäologischen Objekterschließung darin, dass zu schnell Kontextinformationen konsultiert werden bzw. von vornherein versucht wird, die Bedeutung mit Hilfe des Kontextes zu ermitteln.<sup>4</sup> Die objektive Hermeneutik setzt daher an der immanenten, von Kontext und Vergleichsobjekten zunächst absehenden Analyse der objektiven Bedeutung an, um so überhaupt erst eine Grundlage für die Durchführung von Vergleichsoperationen zu gewinnen.

Im folgenden soll es nun nicht um den erkenntnislogischen Stellenwert gehen, den Archäologen Analogien zumessen (was durchaus eine eigene Betrachtung wert wäre), sondern um den Vergleich zahlreicher Objekte mit Hilfe statistischer Verfahren. Hier werden die Gegenstände nicht unmittelbar miteinander verglichen, sondern sie müssen eine zweifache Transformation über sich ergehen lassen: Vor derjenigen, die durch die eigentlichen Rechenoperationen geschieht, müssen sie vermittels einer Kodierung in Zahlen umgewandelt werden, und beide Transformationen sind naturgemäß mit einem erheblichen Verlust an Information verbunden. Die Anwendung statistischer Verfahren ist unter der Bedingung sinnvoll, dass Masendaten vorliegen, in denen man Tendenzen erkennen will, die durch vieles andere überlagert und gebrochen sind. Hier können derartige Verfahren Hinweise auf mögliche Zusammenhänge geben. Angemessen ist ein solches Vorgehen freilich nur dann, wenn es

die einzige Möglichkeit ist, um überhaupt etwas über das interessierende Material zu erfahren oder aber wenn es gut bekannt ist und man deshalb glaubt, die mit seiner statistischen Aufbereitung verbundenen Verzerrungen, Vergrößerungen und Informationsverluste einschätzen und verantworten zu können, beispielsweise um bestimmte Aspekte prägnant darzustellen. In jedem Fall sind statistische Verfahren keine Methoden der Erschließung von Realität, sondern lediglich Techniken der Abkürzung.

Erläutern möchte ich die Fallstricke statistischer Verfahren an S. Burmeisters Untersuchung der vertikalen Sozialstruktur des späthallstattzeitlichen Württemberg (Burmeister 2000, 128–168) auf der Grundlage von Grabinventaren. Dabei werde ich diese außerordentlich instruktive Arbeit nicht umfassend diskutieren, sondern nur auf das von Burmeister verwendete Verfahren Bezug nehmen, da es sich zur Veranschaulichung meiner Vorbehalte und Bedenken gut eignet.

Burmeister unterteilt die Späthallstattzeit Württembergs in eine frühe und eine späte Phase; der frühen werden Inventare zugeordnet, die nach HaD1, der späten solche, die nach HaD2 oder D3 zu datieren sind. Das untersuchte Gebiet ist zweigeteilt in Nord- und Südwestürttemberg, die Grenze bildet der Nordrand der Schwäbischen Alb. Zur Auswertung stehen aus Nordwestürttemberg 43 Grabinventare für die frühe und 158 für die späte Phase zur Verfügung, aus Südwestürttemberg 124 bzw. 75 Inventare. Hinzu kommt der nur in HaD1 belegte Magdalenenberg mit 125 auswertbaren Bestattungen. Zum Zwecke der Beschreibung der vertikalen Sozialstrukturen in diesen räumlichen

4 Im übrigen impliziert schon rein sprachlich die Rede von „Kontext“ zwingend die Annahme eines davon unabhängigen Primärtextes, der zwar durch den Kontext gerahmt und in seiner Bedeutung moduliert werden kann, aber zunächst in seiner Eigenart bestimmt sein muß, damit diese Rahmungsphänomene als solche überhaupt rekonstruiert werden können.

und zeitlichen Einheiten bedient sich Burmeister des Moduls „Beigabenbewertung und Sozialstrukturen“ des von M. Gebühr (1986, 136–140) entwickelten Programms „Archan“, dessen Anspruch es ist, „materialimmanent“ zu sein. Es sei mit den von Burmeister vorgenommenen Modifikationen kurz dargestellt. Zunächst sollen aus der Gesamtheit der Beigaben solche ausgesondert werden, die sich als Statussymbole deuten lassen. Die Kriterien hierfür sind die Seltenheit der Beigabe, die Vielfältigkeit des Inventars, in dem sie vorkommt, sowie die Vergesellschaftung der Beigabe mit Gegenständen aus Gold. Die Zahlenwerte für diese Kriterien werden wie folgt ermittelt: Für den der „Seltenheit“ wird die Gesamtzahl der Inventare durch die Zahl derjenigen geteilt, welche die jeweilige Beigabenart enthalten; für den der „Inventarvielfältigkeit“ wird ermittelt, wie viele Beigabenarten in Gräbern mit der interessierenden Beigabenart im Durchschnitt der untersuchten Gesamtheit vertreten sind; für den Wert der „Vergesellschaftung mit Gold“ schließlich wird berechnet, wie oft eine Beigabenart mit Gold kombiniert ist, wobei auch die Anzahl der Goldobjekte Berücksichtigung findet. Die auf diese Weise gewonnenen Werte für die drei Kriterien werden so skaliert, dass dem jeweils höchsten der Wert „100“, dem niedrigsten der Wert „1“ zugeordnet wird. Bei der Berechnung des Gesamtwertes einer Beigabe wird der Wert der „Inventarvielfältigkeit“ geringer gewichtet, denn sie ist nach Burmeister nicht ausschließlich ein Statuskriterium, sondern hat auch geschlechtsspezifische Gründe, „da Fraueninventare in der Regel reichhaltiger ausgestattet worden sind als die Inventare von Männern“ (Burmeister 2000, 133). Gegenüber der „Inventarvielfältigkeit“ werden „Seltenheit“ und „Vergesellschaftung mit Gold“ durch Quadrierung hervorgehoben, der Beigabenwert besteht aus der 5. Wurzel des Produkts (Seltenheit)<sup>2</sup> x

(Inventarvielfältigkeit) x (Vergesellschaftung mit Gold)<sup>2</sup>. Der Wert eines Grabinventars ergibt sich aus der Summe der Werte der in ihm enthaltenen Beigaben, die Reihenfolge der Gräber nach ihren Inventarwerten lässt sich, so der Anspruch, als Ausdruck einer vertikalen Sozialstruktur deuten.

Zu dem Verfahren ist allgemein anzumerken, dass es die in hohem Maße problematische Voraussetzung hat, die vertikale Sozialstruktur bilde sich in den Grabinventaren nicht nur in einer Weise ab, die es gestattet, sie in eine einfache Reihenfolge zu bringen, vielmehr sollen die verschiedenen Gruppen einer hierarchisch geschichteten Gesellschaft auch in der Gestalt von Blockbildungen in der Verteilung identifiziert werden können. Jedoch wird in den Inventaren niemals rein die vertikale Sozialstruktur zum Ausdruck kommen, die allein auf sie zurückzuführenden Phänomene werden vielmehr durch anderes überlagert sein, was derartige Blockbildungen verschleiert. Und schon die dem zugrundeliegende Annahme, dass sich unterschiedliche Gesellschaftsschichten klar in den Gräbern der Angehörigen dieser Schichten spiegeln, erscheint unrealistisch – in der Terminologie Frieds (1967) gesprochen, kann durchaus nicht wie selbstverständlich eine Verschiedenartigkeit der Grabbefunde von Ranggesellschaften und von stratifizierten Gesellschaften unterstellt werden, die so ausgeprägt wäre, dass aus den Grabbefunden heraus diese Gesellschaftstypen bestimmt werden könnten. Aber selbst wenn es gelänge, mit Hilfe dieses Verfahrens vertikale Sozialstrukturen zu beschreiben, so ließen sich doch die Ergebnisse der Untersuchungen von Gräbern verschiedener Kulturen und Zeitstellungen nicht miteinander vergleichen: Hauptparameter für die Gestaltung von Gräbern sind kulturspezifische Jenseits- und Todesvorstellungen, und daher lässt sich bestenfalls die

interne Varianz innerhalb eines Kulturraums feststellen und interpretieren.

Was kann der Anspruch der „Materialimmanenz“ im Zusammenhang mit statistischen Verfahren meinen? Er kann sich nur auf das schon kodierte Material beziehen, nicht aber auf dieses selbst. Das Material als solches ist damit bereits verlassen, ihm wurde bereits ein numerisches Relationssystem aufgeprägt, und diese Überformung ist stets mit Willkür und Konventionalisierungen verbunden. Nicht das Material selbst gerät in den Blick, sondern seine Kategorisierungen – die „Immanenz“ kann daher nur die einer Messwertekonfiguration sein, aber nicht eine der Sache selbst. Dem Verfahren vorgeschaltet ist die Auswahl und Definition der zu berücksichtigenden Beigaben, was bereits eine Selektion aus der Totalität des Grabzusammenhangs bedeutet, ohne dass die Kriterien dieser Selektion, die für sich schon Ergebnis einer Interpretationsleistung sein müssen, genannt werden. Deutlich wird hier der Bezug auf Vorannahmen, deren Plausibilität aber nicht mehr im Sinne einer hermeneutischen Begründungsoperation expliziert, sondern als gültig unterstellt wird und die immer schon in die Kodierung eingegangen sind. Das mit „Materialimmanenz“ Gemeinte kann sich folglich nur auf die in die Kodierung schon eingegangene Charakterisierung durch diese Vorannahmen beziehen, aber nicht auf die Erschließung dessen, was von diesen impliziten Vorabinterpretationen unabhängig wäre; die „Immanenz“ ist daher die eines vorweg schon Konstruierten. Dass die Definition der für die Untersuchung relevanten Beigaben eher beiläufig stattfindet, ist deshalb bedenklich, weil hier zentrale Weichenstellungen für den weiteren Verlauf und die Ergebnisse derselben vorgenommen werden – die eigentliche statistische Berechnung ist in diese Selektionen und Definitionen eingebettet und nur aus ihnen heraus

zu verstehen. Es stellt sich daher die Frage, warum die Gräber und Beigaben nicht direkt in ihrer Sinnstrukturiertheit rekonstruiert werden, sondern der Umweg über ein statistisches Verfahren beschritten wird, das paradox scheinender Weise eine hermeneutische Rekonstruktion ihrer Sinnstruktur zu seiner Voraussetzung hat.

Burmeister merkt zu dem Verfahren an: „Eine subjektive Gewichtung einzelner Beigabarten ist schon in anderen Arbeiten angewandt worden. Im Unterschied dazu werden bei dem von Gebühr vorgeschlagenen ‚materialimmanenten‘ Verfahren die Beigabengewichtungen in einem eigenen Arbeitsgang ermittelt. Der ermittelte Wert ist in der Zusammensetzung aller berücksichtigten Inventare selbst begründet und nicht das Ergebnis intuitiver Zuweisung. Die soziale Deutung einer Beigabe (ihr möglicher Statuswert) – so der Grundgedanke – kann auf diese Weise direkt aus dem prähistorischen Material gewonnen werden und wird nicht durch unser rezent geprägtes Vorverständnis bestimmt“ (Burmeister 2000, 128). Der Kontrastierung des „materialimmanenten“ Verfahrens mit „subjektiven Gewichtungen“ korrespondiert eine in sich problematische Gegenüberstellung von Subjektivität und Objektivität, so als sei Objektivität nur durch Quantifizierung zu erreichen, während subjektive Gewichtungen mit intuitiven Zuweisungen gleichgesetzt werden. Von vornherein hat die methodisch explizite Rekonstruktion der Sinnstrukturiertheit der Beigabe in dieser Gegenüberstellung keinen Ort. Es wird der Anspruch erhoben, subjektive Gewichtungen und das „materialimmanente“ Verfahren wären vergleichbar und alternativ; dabei wird getilgt, dass das „materialimmanente“ Verfahren mit Indexwerten arbeitet, denen bereits eine subjektive Gewichtung zugrundeliegt. Burmeister unterscheidet nicht zwischen einer

begründeten rekonstruktiven Erschließung und einem bloßen Geschmacksurteil – jede Form der Interpretation wird tendenziell als subjektiv denunziert. In dem letzten Satz des zitierten Abschnitts kommt verdichtet die Überschätzung des Erkenntnispotentials quantifizierender Verfahren und die Verkennung der notwendigen interpretativen Anteile zum Ausdruck, die der Quantifizierung einerseits in Gestalt der Indikatorenbildung vorgeschaltet sind, andererseits aber auch nachgeordnet, denn auch das Ergebnis der Quantifizierung bedarf einer Interpretation. Die Formulierung: „Die soziale Deutung einer Beigabe (...) kann (...) direkt aus dem prähistorischen Material gewonnen werden“ suggeriert eine falsche Unmittelbarkeit in zwei Hinsichten, denn zum einen wird der Eindruck erweckt, die Deutung sei nach der Bearbeitung des Materials mit diesem Verfahren evident und das so gewonnene Ergebnis selbst nicht mehr interpretationsbedürftig, zum anderen wird ausgeblendet, dass das zu untersuchende Material bereits durch den Filter der Indikatorenbildung hindurchgegangen ist.

Die Vernachlässigung der für jede Erschließung konstitutiven Interpretations- und Rekonstruktionsleistungen zeigt sich auch in der Behauptung, die so ermittelte Beigabedeutung sei unabhängig von einem „rezent geprägten Vorverständnis“. Nur die methodisch angeleitete explizite Rekonstruktion der Bedeutungsstruktur eines Gegenstands, wie sie auch zur Entwicklung von Indikatoren für eine statistische Untersuchung notwendig ist, bietet die Gewähr dafür, dass nicht ungeprüft und unreflektiert kulturspezifische Deutungsmuster die Gegenstandsbestimmung verfälschen. Gerade wenn die Kodierung und die Indikatorenbildung nicht explizit, sondern nur beiläufig vollzogen wird, besteht die Gefahr, dass unkontrolliert ein unangemessenes Vorverständnis

verzerrend in sie eingeht. Bei der Kodierung der Gegenstände gilt es, sie prägnant zu klassifizieren, damit nicht das Ergebnis der Berechnungen zu einem Artefakt gerät, das allein die Kategorien abbildet, nicht aber die mit ihnen klassifizierte Wirklichkeit. Im Falle der Arbeit Burmeisters bedeutet dies, dass entschieden werden muss, ob beispielsweise die beiden aufwendig gestalteten goldenen Schlangenfibeln aus dem Hochdorfer Grab etwas kategorial anderes sind als bronzene Schlangenfibelpaare aus anderen Gräbern, oder ob ein verziertes Gürtelblech von einem unverzierten kategorial verschieden ist oder nicht. Während eine objektiv-hermeneutische Bedeutungsrekonstruktion stets an die Totalität des Objekts rückgebunden ist, muss dieses bei seiner Kodierung für eine statistische Auswertung notwendig auf Einzelmomente reduziert werden. Wie auch immer man sich im Falle der beiden genannten Beispiele entscheidet, die Folgen dieser Entscheidung determinieren das Ergebnis in einem den Anspruch der „Materialimmanenz“ konterkarierenden Ausmaß.

Die hinter den Beigabewerten stehenden Kriterien müssen von vornherein eine plausible Beziehung zu Sachverhalten haben, die für die Position des Bestatteten bedeutsam waren. Wenn diese Kriterien valide sind, ist dies so augenfällig, dass es eines Verfahrens der statistischen Beigaben- und Inventarwertermittlung nicht bedarf. Des Informationsverlusts eingedenk, welcher der Umwandlung des empirischen in ein numerisches Relationssystem und den Rechenoperationen geschuldet ist, wäre allenfalls eine Unterteilung der Gräber in Gruppen – etwa nach dem Muster: überdurchschnittlich, durchschnittlich und unterdurchschnittlich ausgestattet – vertretbar, keinesfalls aber die Zuweisung einer eindeutigen Stelle auf einer Rangskala (was Burmeister freilich auch nicht anstrebt). Eine derartige Gruppenzugehör-

rigkeit wäre den Gräbern dann aber auch direkt, ohne den Umweg über statistische Berechnungen, abzulesen.

Ein gewichtiges Problem der drei gewählten Kriterien besteht darin, dass sie nicht unabhängig voneinander sind. So hängt die „Inventarvielfältigkeit“ logisch mit der „Seltenheit“ zusammen, und es wird eine hohe Korrelation der Maßzahlen geben: Zwar muss einerseits eine häufige Beigabe bezogen auf die Gesamtheit der zu untersuchenden Gräber in absoluten Zahlen allein aufgrund ihrer Häufigkeit auch mit vielen anderen Beigaben kombiniert vorkommen, geht man aber andererseits davon aus, dass die Seltenheit einer Beigabe einen Wertindikator darstellt, so ist die Konstellation, dass sich eine seltene Beigabe, sonst aber wenig oder nichts in einem Grab befindet, von vornherein unplausibel. Vermittelt nämlich über den Wert des Grabes als ganzem ist zu erwarten, dass in einem Grab mit einer seltenen Beigabe zahlreiche andere Beigaben ebenfalls vorhanden sind. Umgekehrt müssen häufige Beigaben wegen ihrer Häufigkeit auch in Gräbern vorkommen, in denen es sonst keine oder nur wenige andere Beigaben gibt. Wenn Seltenheit ein Wertindikator ist, dann müssen seltene Beigaben im Durchschnitt einen höheren Wert für „Inventarvielfältigkeit“ aufweisen als häufige Beigaben. Es lässt sich prognostizieren, dass dieses Maß eine Quelle der Artefaktproduktion sein wird, weil es eine Funktion des ersten Maßes ist; bereits von seiner Definition der Maße her muss der die Vielfältigkeit des Inventars ausdrückende Wert mit dem der Seltenheit korrelieren. Ein Maß, das schon definitionsgemäß auf ein anderes bezogen ist, mit dem es später verrechnet wird, hat zur Folge, dass mehrfach unkontrolliert dasselbe gemessen wird, in die Berechnung eingeht und die Ergebnisse

verfälscht. Und auch die „Vergesellschaftung mit Gold“ ist kein unabhängiges Kriterium, sondern eine Unterdimension der Seltenheit, weil das Material „Gold“ für sich genommen nichts Wertbildendes jenseits seiner Seltenheit hat. Und die Skalierung der Werte für die drei Kriterien, die notwendig ist, damit sie miteinander verrechnet werden können, bedeutet eine willkürliche Verzerrung: Wenn die Verteilung der Beigaben wenig variiert, wird sie durch die Skalierung künstlich auseinandergezogen, variiert die Verteilung dagegen stark, so wird sie künstlich zusammengedrängt.

Angesichts der Abwertung der „Inventarvielfältigkeit“ gegenüber „Seltenheit“ und „Vergesellschaftung mit Gold“ in dem Berechnungsmodus drängt sich die Frage auf, warum nicht auf ähnliche Weise auch mit der „Seltenheit“ verfahren wird, die ebenfalls nicht ausschließlich ein Statuskriterium ist, worauf Burmeister ausdrücklich hinweist.<sup>5</sup> Viel bedenklicher ist aber, auf welche Weise die stärkere Gewichtung der Werte von „Seltenheit“ und „Vergesellschaftung mit Gold“ vorgenommen wird. Ganz unabhängig von der Frage, ob eine solche stärkere Gewichtung der Kriterien „Seltenheit“ und „Vergesellschaftung mit Gold“ gegenüber dem Faktor „Inventarvielfältigkeit“ sachlich gerechtfertigt ist, bewirkt das Quadrieren eine kaum nachvollziehbare Aufwertung. So ist erklärungsbedürftig, warum sie exponentiell und nicht etwa linear durch Multiplikation vorgenommen wird. Umgekehrt freilich könnte man fragen, mit welchem Faktor eine Multiplikation angemessen wäre und wie dies gerechtfertigt werden könnte. Die Rechenoperation, mit der Verzerrungen kompensiert werden sollen, ist letztlich so willkürlich wie das die Verzerrungen produzierende Verfah-

5 „Berufsgruppen‘-spezifische Beigaben, stigmatisierende oder einfach nur individuelle Beigaben sind ebenfalls selten; eine aus dem allgemeinen Rahmen fallende Beigabe muß somit nicht die angenommene soziale Bedeutung transportieren“ (Burmeister 2000, 129).

ren selbst. Auch das verdeutlicht schlaglichtartig, welche Willküranteile den eigentlichen Berechnungen zugrundeliegen. Es wäre viel einfacher und naheliegender, die Semantik der Vorinformiertheit, aufgrund derer die unterschiedlichen Gewichtungen vorgenommen werden, direkt durch Interpretation zu rekonstruieren, anstatt sie unter erheblichen Informationsverlusten in ein numerisches Relationssystem zu transformieren, das als Grundlage für Rechenoperationen dient, deren Ergebnisse dann erst einer semantischen Interpretation zugeführt werden. Die interpretativen Momente sind hier an die Peripherie des Erschließungsprozesses gedrängt, während sie tatsächlich seinen Kern ausmachen.

Was ist als Resultat von Berechnungen mit diesem Verfahren zu erwarten? Schon allein aufgrund der Vergrößerungen und Verzerrungen, die der Kodierung und dem Berechnungsmodus geschuldet sind, lässt sich eine wenig aussagekräftige Rangfolge der Gräber voraussagen, in der kaum klare Gruppenbildungen zu erkennen sein werden. Daher vermag das Ergebnis von Burmeisters Untersuchung nicht zu überraschen: „Es lassen sich (...) weder begründete Zäsuren noch Stufen oder Blockbildungen in der Verteilung der Inventare feststellen“ (Burmeister 2000, 209). Sehr problematisch ist allerdings die Übertragung der Kontinuitäten in der Verteilung, die primär dem Verfahren geschuldete Artefakte sind, auf die Sozial-

struktur der Gesellschaft, welche die Gräber anlegte: „Der Befund spricht weniger für eine in Schichten gegliederte Gesellschaft, als vielmehr für eine kontinuierliche Rangfolge“ (Burmeister 2000, 209).

Gerade an dem Verfahren der „materialimmanenten Beigabenbewertung“ zeigt sich, dass die Quantifizierungen nur eine in die hermeneutische Erschließung eingebettete Etappe des Erkenntnisprozesses sind, denn sowohl die Indikatorenbildung als Grundlage der Quantifizierung wie die Deutung ihrer Ergebnisse sind genuine Interpretationsleistungen. Bemerkenswert ist jedoch, dass sowohl Gebührs als auch Burmeisters Darstellungen des Verfahrens außerordentlich differenziert sind und beide Autoren sehr klar seine Schwächen, seinen begrenzten Erklärungswert und die mit seiner Anwendung verbundenen Schwierigkeiten sehen. In ihren Untersuchungen sind die Berechnungen nicht Selbstzweck, sondern sind in eine historische Fragestellung eingebunden, und keinesfalls kann man Gebühr und Burmeister eine unreflektierte Statistikgläubigkeit vorwerfen. Insofern kommt in den dieses Verfahren anwendenden Studien beider ein Forschungshabitus zum Ausdruck, der der eingangs beschriebenen Verkürzung der Hermeneutik zu einer bloß subjektiven korrespondiert, die zwar vielleicht als den mathematisch-naturwissenschaftlichen Verfahren gleichwertig, aber nicht als diese forschungslogisch fundierend begriffen wird.

*Matthias Jung, Frankfurt a. M.*

## Literatur

- Burmeister 2000: S. Burmeister, *Geschlecht, Alter und Herrschaft in der Späthallstattzeit Württembergs*. Tübinger Schr. ur- und frühgesch. Arch. 4 (Münster, New York, München, Berlin 2000).
- Fried 1967: M. H. Fried, *The Evolution of Political Society. An Essay in Political Anthropology* (New York 1967).
- Gebühr 1986: M. Gebühr, *Ursachen für den „Siedlungsabbruch“ auf Fünen im 5. Jahrhundert n. Chr. Studien zu Voraussetzungen und Motiven für Wanderbewegungen im westlichen Ostseegebiet*. Unveröffentl. Habilitationsschrift (Hamburg 1986).
- Heinz/Eggert/Veit 2003: M. Heinz/M. K. H. Eggert/U. Veit (Hrsg.), *Zwischen Erklären und Verstehen? Beiträge zu den erkenntnistheoretischen Grundlagen archäologischer Interpretation*. Tübinger Arch. Taschenb. 2 (Münster, New York, München, Berlin 2003).
- Jung 2003: M. Jung, *Bemerkungen zur Interpretation materieller Kultur aus der Perspektive der objektiven Hermeneutik*. In: U. Veit/T. L. Kienlin/Ch. Kümmel/S. Schmidt (Hrsg.), *Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur*. Tübinger Arch. Taschenb. 4 (Münster, New York, München, Berlin 2003) 89–106.
- Oevermann 1983: U. Oevermann, *Zur Sache. Die Bedeutung von Adornos methodologischem Selbstverständnis zur Begründung einer materialen soziologischen Strukturanalyse*. In: L. v. Friedeburg/J. Habermas (Hrsg.), *Adorno-Konferenz 1983* (Frankfurt 1983) 234–289.
- Oevermann 1993: Ders., *Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik*. In: Th. Jung/St. Müller-Doohm, *„Wirklichkeit“ im Deutungsprozess. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften* (Frankfurt 1993) 106–189.
- Oevermann u.a. 1979: U. Oevermann/T. Allert/E. Konau/J. Krambeck, *Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften*. In: H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften* (Stuttgart 1979) 352–434.
- Schleiermacher 1977: F. D. E. Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik*. Hrsg. und eingeleitet von Manfred Frank (Frankfurt 1977) [Erstausgabe Berlin 1838].

# **Eine Replik auf die Kritik Matthias Jungs an den statistischen Verfahren zur sozialen Interpretation materieller Kultur**

*von Michael Gebühr*

Zunächst muss ich mich entschuldigen. Ich habe Mühe, mich der Sprache Jungs zu bedienen, sowohl aktiv als auch passiv; ich hoffe, dass ich ihn richtig verstehe und bitte um Verständnis, wo dies nicht der Fall sein sollte. So hätte ich z. B. Jungs Erläuterung der „Objektiven Hermeneutik“ auf S. 1 f. des mir vorliegenden Manuskripts ohne klärende Vorgespräche und zusätzliche schriftliche Beispiele kaum begriffen. Auch verstehe ich z. B. nicht die Bedeutung der „Sinnstrukturiertheit“ einer Beigabe, etwa im Gegensatz zu „Sinnstruktur“ oder „Sinn“ (oder Bedeutung). Da es zum Teil um Termini geht, deren Bedeutung im einen Fach durchaus nicht so klar zu sein braucht wie im anderen, empfiehlt es sich für die Diskussion, die theoretischen Überlegungen und Einsichten nach Möglichkeit mit praktischen Beispielen zu illustrieren, um Missverständnisse selten zu halten. Im Gegenzug hoffe ich auf sinnsuchendes Verständnis, wenn ich mitunter jener sprachlichen Großzügigkeit oder Unschärfe verfallende, wie sie in unserem erdverbundenen Fache häufig praktiziert und hingenommen wird.

## **Zur „Objektiven Hermeneutik“ und ihrer Anwendbarkeit auf die Archäologie allgemein**

Dem archäologischen Gegenstand wohnt selten ein zwingender, objektiv zu erschließender Sinn inne. Es ist oft bereits problematisch festzustellen, welchem uns bekannten Gegenstand ein Rostklumpen am ehesten gleicht (wenn ein Röntgengerät nicht zur Verfügung steht). Ein schönes Beispiel, wird Matthias Jung vielleicht sagen, dann lassen wir uns auf keinen Fall vorschnell zu analogiebedingten Deutungen verleiten. Aber

wie sieht die objektiv hermeneutische Deutung aus? Welche Funktionalität kann ich dem Rostklumpen von – sagen wir – 15 cm Länge und 3 cm Breite selbst entnehmen? Dass es sich kaum um ein (funktionsfähiges) Schwert handeln wird und ebensowenig um eine Stecknadel, ist auch herkömmlicher archäologischer Sicht zugänglich. Also schweigen und unter „Gegenstand unbekannter Funktion“ wegordnen? Das ist möglich, aber mit Informationsverlust verbunden. Ich stehe nämlich nicht völlig hilflos vor dem absolut Unbekannten. So, wie der Rostklumpen aussieht, könnte es sehr gut ein „Messer“ sein, ein Gegenstand, der regelhaft in solchen Gräbern auftaucht. Ich setze die Anführungszeichen, um dem Vorwurf vorschneller Funktionszuweisung zu begegnen. Verrostete Eisen“messer“ aber gleichen sehr stark solchen aus Bronze, deren Gestalt über jeden rostbedingten Zweifel erhaben ist. Diese „Messer“ wiederum gleichen Messern (ohne Anführungszeichen) aus Neuzeit, Mittelalter und früheren Kulturen, in denen sie, soweit durch Bild, Schrift und Experiment erkennbar, ganz überwiegend der gleichen oder einer ähnlichen Funktion gedient haben wie heute. Über diese Analogiekette wird das „Messer“ zum Messer. Mit einer gewissen Restunwahrscheinlichkeit, gewiss; aber hier liegt die Beweislast bei dem, der eine bessere Deutung geben zu können glaubt. Es geht also fast immer um Wahrscheinlichkeiten, ohne dass dies in jedem Fall so aufwendig entwickelt werden muss, wie ich es hier exemplarisch tue. Dass die Analogiekette von dem in seiner Funktionalität erwiesenen neuzeitlichen Messer über bronzene und eiserne Messer der Frühgeschichte bis hin zum messer-ähnlichen Rostklumpen

die jeweilige Deutungswahrscheinlichkeit mindert, ist unbestritten. Solange die Wahrscheinlichkeit konkurrierender Deutungen nicht unterschritten wird, erscheint die Deutung als Messer – angemessen gekennzeichnet (etwa mit einem Fragezeichen versehen) – zulässig.

Gerade weil wir in der Archäologie keine unmittelbare Deutung durch die frühen Benutzer erhalten, sind wir auf Analogien angewiesen. Wohin brächte uns aber die objektive Hermeneutik im Falle eines gut erhaltenen und in seiner Form klar erkennbaren Bronzemessers? Was hätte sie anzubieten, was die Analogiedeutung (modernes Messer) in Frage stellt? Art oder Fehlen der Gebrauchsspuren? Das beobachtet und berücksichtigt bereits die herkömmliche Archäologie. Wie ließe sich ansonsten eine Alternativdeutung begründen, wenn nicht durch neue Analogien?

Nun mag man einwenden, solche trivialen Fälle wie Messer seien kein geeignetes Objekt für die Objektive Hermeneutik. Tatsächlich machen aber diese Trivialitäten den Regelfall der Befunde aus. Wo dies nicht der Fall ist, wo es sich um seltene, in der Funktion zweifelhafte Stücke handelt, da ist auch rasch der gelehrte Streit im Gange. Ganze Zweige der experimentellen Archäologie sind damit beschäftigt, durch Analogie vermeintlich gesicherte Deutungen im Gebrauch zu überprüfen.

Dass man im Übrigen zunächst genau hinschauen muss, wenn man einen Gegenstand antiquarisch beschreibt, dass man Befund und Deutung säuberlich – auch als Arbeitsgang – auseinanderhalten soll, um Zirkelschlüsse zu vermeiden, das ist ständiger Grundsatzlehrstoff in Proseminaren. Dieses Hinsehen und diese Primärdeutung übernehmen die Kollegen, die das Material publizieren. Weitergehende Arbeiten bauen auf diesen Deutungen auf. Wer einige tausend eisenzeitliche Gräber als sozialgeschichtliche

Quelle nutzt, kann nicht stets aufs Neue in die Magazine steigen, um Primärdaten zu erheben, sondern bedient sich arbeitsteilig der kompetenten Tätigkeit Anderer. Wo diese bei Funktions-Deutungen irren, handelt es sich meist um das Ergebnis von Oberflächlichkeit und mangelnder Sorgfalt – ein Delikt, das bereits von der herkömmlichen antiquarischen Archäologie geprüft und geahndet wird. Die Objektive Hermeneutik gibt m. E. hier nur einer im Fach etablierten Regel einen neuen Namen. Jung kritisiert die „voreilige Subsumtion der Bedeutung des zu erschließenden Objekts unter vermeintliche Analogien oder den Kontext seiner Auffindung“. Nun, „voreilig“ ist immer schlecht, und „vermeintliche Analogien“ sind keine wirklichen Analogien. Wie aber steht es mit sorgfältig erarbeiteter Subsumtion und geeigneten Analogien? Für den Unterschied zwischen schlechter und guter handwerklicher Arbeit – brauchen wir dafür die Objektive Hermeneutik?

Soweit ich es verstanden habe, ist es vor allem die Funktionalität, an die Jung denkt, wenn er das objektive Verständnis für einen Gegenstand wecken oder fördern will. Hier liegt meines Erachtens eine erhebliche Fehlerquelle. Die verschiedenen Kulturwissenschaften zeigen uns immer wieder, dass es häufig gerade nicht die dem Gegenstand innewohnende (physische) Funktionalität ist, die seine Bedeutung ausmacht. Wer käme auf die Idee, sich eine schwere metallene Krone auf den Kopf zu setzen, die furchtbar drückt, weil sie für den Kopf des königlichen Urgroßvaters angefertigt wurde? Aber der kulturelle (politische, rechtliche, religiöse) Kontext macht es dem Enkel zur Pflicht, und dieser bedeutungsrelevante Kontext ist nur aus Analogien erschließbar. Welche funktionsbedingte Interpretation würde Jung ohne Kenntnis der Analogie aus der modernen Mode für einen extremen Stöckelschuh vorschlagen, zu welchen objek-

tiv-hermeneutischen Deutungen inspirierten die verschiedenen Piercing-Nadeln? Oder, um in der Archäologie zu bleiben, welchen funktionalen Sinn besitzen die überschweren Fibeln der Vendelzeit, die das Gewand ruinieren, welche ein Schnurrock, der kaum wärmt? Vielleicht wären die bandkeramischen „Schuhleistenkeile“ wirklich funktional am besten als Schuhleistenkeile verwendbar – ein Sieg der Objektiven Hermeneutik! – sofern man den kulturellen Kontext außer Betracht lässt?

Also: Als Erinnerung und Mahnung an das Fach, die Funde stets sorgfältig und mit kritischer Phantasie<sup>1</sup> zu betrachten, ehe man zu routinemäßigen Funktionszuweisungen kommt, ist die Objektive Hermeneutik, sind die Beispiele, die Jung an anderer Stelle gibt, willkommen. Aber benötigen wir dazu eine weitere erkenntnistheoretische Teildisziplin der Archäologie?

### **Die „Materialimmanente Beigabenbewertung“**

Die „Materialimmanente Beigabenbewertung“ (im folgenden: MB), die Jung kritisch abhandelt, ist als EDV-Verfahren Teil eines von mir für meine Habilitation geschaffenen Programmpakets „archan“, das zwar gelegentlich angewendet, aber leider nie systematisch publiziert worden ist. Für die MB liegt eine Ziel- und Arbeitsweg-Beschreibung in einem Exkurs meiner ungedruckten Habilitationsschrift (im folgenden: Exkurs) vor, den man für die weitere Diskussion kennen und berücksichtigen sollte. Matthias Jung ist er relativ spät zugänglich gemacht worden; ich vermute allerdings, dass der größte Teil seines Beitrags (mit Ausnahme des Schlussteils) noch ohne Kenntnis des Exkurses entstanden und später nicht mehr überarbeitet worden ist, und das ist bedauerlich, denn ein

Teil der Jung'schen Kritik würde sich damit von selbst erledigen. Diesen umfangreichen Exkurs hier wiedergeben zu wollen, würde allerdings den Rahmen des Beitrags sprengen; es muss fallweise bei Zitaten bleiben.

Das ganze Verfahren, der ganze Ansatz resultiert aus der unbefriedigenden Situation, die am Ende der siebziger Jahre im Rahmen der sozialgeschichtlichen Gliederungsversuche an Gräbern zu beobachten war. Ich habe die meisten dieser Verfahren („subjektive Wertung“, Beigaben-, Beigabenarten- oder Kriterienzählung, Cluster-Analysen usw.) im besagten Exkurs zusammengestellt und kritisch erörtert. Bei fast allen dieser Verfahren war die sozialgeschichtliche Bedeutung der berücksichtigten Merkmale (Art und Werkstoff einzelner Grabbeigaben, Konstruktionselemente des Grabbaus) nicht oder willkürlich festgelegt worden. Das heißt, eine eiserne Nähnadel im Grab hatte für eine quantitative Gliederung mit sozialgeschichtlicher Zielsetzung die gleiche rechnerische Bedeutung wie etwa ein Schwert; oder aber dem Schwert wurde ein willkürlich festgesetzter höherer Wert zugeordnet.

Ich suchte nun nach einem methodisch möglichst sauberen, regelhaften und nachvollziehbaren Weg, diese rechnerische Bedeutung – die der sozialgeschichtlichen möglichst gleich kommen sollte – aus dem Material selbst zu erschließen, also z. B. das Verfahren ermitteln zu lassen, um wie viel nun ein Schwert „sozialgeschichtlich“ bedeutender sei als eine Nähnadel. Am ehesten schien mir dies durch die regelhafte Berücksichtigung der Häufigkeit und der Art der Vergesellschaftung eines bestimmten Merkmals (einer bestimmten Beigabe) mit anderen Merkmalen (Beigaben) möglich und sinnvoll zu sein. Damit setzte ich mich von früheren Verfahren ab, die die Bedeu-

1 Hier liegt meines Erachtens das Hauptproblem: Phantasielosigkeit und mangelnde Begabung lassen sich auch nicht durch erkenntnistheoretische Richtlinien beheben.

tion der Merkmale von außen festlegten<sup>2</sup> (das Schwert als Machtsymbol, als aufwendiges Metallprodukt, der Sporn als „Auszeichnung des verdienten Mannes“ usw.). Vor diesem Hintergrund erklärt sich das Wort „materialimmanent“, das ich in der unredigierten Fassung meines Manuskripts auch meist in Anführungszeichen gesetzt habe, wohl wissend, dass dem einzelnen Fundstück selbst zunächst gar nichts an sozialgeschichtlicher Aussage innewohnt: Erst der Materialkontext und die Analogie erlauben hier Hypothesen, Aussagen.

An diesem Wort „materialimmanent“ stößt sich Jung nun zu recht, wenn er es aus dem forschungsgeschichtlichen Zusammenhang des Exkurses herauslöst und auf die Goldwaage erkenntnistheoretischer Semantik legt, – zu Unrecht, wenn man das Wort als Arbeitsbegriff für ein Verfahren begreift, das die Materialimmanenz weniger auf den einzelnen Gegenstand als vielmehr auf den Kontext des Gesamtmaterials bezieht (das natürlich bei jeder untersuchenden Behandlung, statistisch oder nicht, reduziert werden muss, sei es auf Zahlen, sei es auf Begriffe, die sich durch Zahlen ausdrücken lassen). Vielleicht wäre der Name „Informationsreduzierte materialkontextimmanente Beigabenbewertung“ oder einfach „Verfahren Delta“ weniger nützlich aber dafür friedensstiftend gewesen.

Für das erwartete Ergebnis ist es natürlich wichtig zu erfahren, was unter „sozialgeschichtlicher Bedeutung“ verstanden werden soll. Ich verstehe darunter die Bedeutung eines Gegenstandes für den vertikalen<sup>3</sup> sozialen Status des Bestatteten, wobei ich zunächst offenlasse, ob sich dieser Status auf Reichtum, Recht oder Zuneigung gründet. Ein wesentliches Teilziel ist es, Gruppen im Material zu erfassen, die schlecht durch den Zufall erklärt werden können. Die Merkmale, durch welche sich die Gruppe definieren lässt, geben anschließend Hinweise auf den Charakter der entdeckten Gruppe. Wird keine Gruppe dieser Art entdeckt, so hat es eine solche Gruppe in der historischen Realität nicht gegeben, oder sie spiegelt sich nicht im uns erhaltenen Material wieder, oder mit dem hier praktizierten Verfahren bzw. den berücksichtigten Daten kann sie nicht erkannt werden. Wird aber eine Gruppe erkannt, die sich nicht oder nur schwer durch den Zufall oder durch Zirkelschlüsse der Materialanalyse erklären lässt, so legt dies eine Interpretation nahe. Wird der Charakter der Gruppe vor dem Hintergrund von historischen Quellen oder Analogiefunden – deren Eignung im Zweifelsfalle zu erörtern ist – als wahrscheinlich vertikalsozial angesehen, so kann diese Vermutung bis zum Eintreffen von Deutungen mit höherer Wahrscheinlichkeit als Hypothese dienen, mit der man weiter arbeiten, auf der man

- 2 „Schwieriger wird es, wenn die schriftlichen Quellen spärlich oder widersprüchlich fließen. Lanzenschuhe ohne Lanzenspitze als Beleg für Fahnenlizenzen (Stein 1967; Last u. Steuer 1969), Spielgerät oder Sporen als Zeichen eines fürstlichen Lebensstils (Eggers 1953) sind als hypothetische Ansätze brauchbar, bedürfen aber einer Bestätigung durch das übrige Fundmaterial; sonst sind einer willkürlichen Beurteilung durch den Bearbeiter Tür und Tor geöffnet. Dem einen ist es der Goldschmuck, dem andern das luxuriöse Trinkgeschirr, dem dritten der Grabbau, dem vierten die Bewaffnung, die als Kriterium einer Oberschicht dienen, und fast stets definieren diese Kriterien unterschiedliche Gräbergruppen, die sich jeweils überlappen, aber nicht decken. Zählt man alle Gräber zusammen, die das eine oder andere Kriterium aufweisen, so hat man mitunter mehr als die Hälfte aller bekannten Gräber erfaßt (Gebühr 1974)“ (Gebühr 1986, Exkurs).
- 3 Unter vertikaler Gliederung verstehe ich eine Gliederung in Bezug auf die Begünstigung bestimmter Personenkreise (z. B. reich – arm, privilegiert – unterprivilegiert); die horizontale Gliederung orientiert sich demgegenüber an Kriterien, die nicht primär einer Bewertung ausgesetzt sind (Alter, Geschlecht, Beruf, Religionszugehörigkeit usw.). Beide Gliederungsprinzipien können sich decken (die Reichen gehören besonderen Berufen an; bestimmte Altersstufen oder ein Geschlecht sind privilegiert).

aufbauen kann. So etwa ist der Gedanken- gang zu umschreiben, der von der „sozialge- schichtlichen Bedeutung“ eines Fundes zur sozialgeschichtlichen Teilaussage über eine Menschengruppe führen soll.

Nun zu Jungs Kritik im einzelnen. Jung akzeptiert die Möglichkeit statistischer Verfahren bei Massendaten, stößt sich aber am Informationsverlust, den ein solches Verfahren verursacht, indem es reale Gegenstände in Zahlen transformiert bzw. reduziert. Ein derartiges Verfahren sei nur dann angemessen, „wenn es die einzige Möglichkeit“ sei, „um überhaupt etwas über das interessierende Material zu erfahren“. Es gibt natürlich viele Wege, um etwas über das interessierende Material zu erfahren; ich kann die Durchschnittslänge der Schwerter messen und sie zu den Dolchen in eine Beziehung setzen. Ich kann die Legierungen der Armringe analysieren und Werkstoffkunde betreiben. Aber um die mit diesem Material bestatteten Menschen in einer bestimmten Weise zu gliedern, sind mir bessere methodisch saubere Verfahren nicht bekannt. Das hängt nicht allein mit der Fülle des Materials zusammen; wenn ich nicht die einzelnen Merkmale (Beigaben) informationsmäßig so reduziere, dass ich sie miteinander vergleichen kann, dann hilft auch ewiges Brüten über dem Apfel und der Birne in ihrer jeweiligen außerordentlich komplexen Individualität nicht weiter. Ich kenne keinen Massenvergleich, der nicht das zu vergleichende Material in seiner Informationsfülle reduziert, schon deshalb, weil wir die ihm inwohnenden Informationen nur zum geringen Teil kennen. Matthias Jung soll einen anderen, besseren Weg zum angestrebten Ziel weisen, sonst sind Einwände der genannten Art mehr preiswert als hilfreich.<sup>4</sup>

Ähnliches gilt von der Behauptung, „statistische Verfahren“ seien „in jedem Fall“ „keine

Methoden der Erschließung von Realität, sondern lediglich Techniken der Abkürzung“. Wäre es nur dies, so wäre schon außerordentlich viel gewonnen. Aber zumindest die Realität der Verhältnisse der dem Material entnommenen und berücksichtigten Zahlen wird doch wohl erschlossen? Und das nicht „statistische“ Vergleichen eines Wagens mit einem Goldring, das Abwägen von einerseits und andererseits, das Grübeln ohne quantitativen Vergleich (denn der mündet bereits in Statistik), ob ein Halsring seltener oder kostbarer ist als ein Wagen mit oder ohne (wie viel?) Pferde (welcher Qualität?), ob das eine oder das andere einer uns unbekanntem gesellschaftlichen Gruppe angemessener ist, alles ohne aussagefähigen Schriftquellen, nur gestützt auf Analogien, die wir wieder nicht verwenden sollen, ohne uns an der Objektiven Hermeneutik zu versündigen – erschließt uns das die Realität? Und: Wer erschließt schon Realität? Wir hegen die begründete Hoffnung, uns Teilen von ihr zu nähern.

### **Konkret zur Kritik des Verfahrens am Beispiel von Stefan Burmeisters Arbeit**

Jung schildert auf S. 3 seines Manuskripts ziemlich zutreffend den Arbeitsgang, den ich deshalb nicht zu wiederholen brauche. Vielleicht eine kleine Ergänzung zum besseren Verständnis: Das Verfahren sondert (über Seltenheit, Vergesellschaftung mit Gold usw.) – wie in der Arbeit von Burmeister auch nachzulesen ist – keine Beigaben aus, die als Statussymbole gedeutet werden, sondern grundsätzlich geht jede (erfasste) Beigabe mit ihrem (höheren oder niedrigeren) Statuswert in die Gesamtrechnung ein.

Eine allgemeine Kritik an diesem Arbeitsgang gibt Jung auf S. 4. Zunächst hält er es in hohem Maße für problematisch, dass sich die vertikale Sozialstruktur in Gestalt einer Blockbildung sozialer Gruppen in der Verteilung

4 Zu den Möglichkeiten und Grenzen quantifizierender Verfahren bereits Gebühr u. Kunow 1976, 185 f.

abzeichnet. „Jedoch wird in den Inventaren niemals rein die vertikale Sozialstruktur zum Ausdruck kommen“, denn „die allein auf sie zurückzuführenden Phänomene werden vielmehr durch anderes überlagert sein, was derartige Blockbildungen verschleiert“. Dies ist bekannt. Die Literatur, nicht zuletzt meine von Jung zitierte Habilitationsschrift und die Arbeit von Stefan Burmeister ist voll von dem „Anderen“, beginnend bei der Quellenkritik und endend bei subjektiven Gründen, dem einen Toten (aus Liebe, Religiosität, Reichtum der Hinterbliebenen oder Wiedergängersfurcht) mehr und dem anderen weniger ins Grab zu geben, jeweils belegt mit Beispielen aus Geschichte und zeitnaher Literatur. Die Blöcke werden daher meist ausfransen und über die Grenzen etwaiger Schichten hinweg Übergänge bilden. Verwischen sie sich völlig gleichmäßig, so kann das Verfahren die entsprechenden Gruppen nicht finden. Solange die ehemaligen Blöcke jedoch als deutliche Schwerpunkte erkennbar sind, kann man sie interpretieren. Beigabenlos bestattete Reiche werden uns vermutlich völlig entgehen. Aber im Falle von reich ausgestatteten Toten muss der Wohlstand als ein möglicher sozialer Indikator zumindest in der Verfügungsgewalt der Hinterbliebenen gewesen sein. All dies ist wiederholt dargelegt worden.<sup>5</sup> Um es auf den Punkt zu bringen: Es wird nie erwartet, dass die Sozialstruktur in den Verfahrensergebnissen „rein“ zum Ausdruck kommt, sondern allenfalls schwerpunktmäßig, tendenziell; das ist

so selbstverständlich, dass die Unterstellung einer derartigen methodengläubigen Naivität etwas verwundert.

Weiter erscheint Jung die Annahme unrealistisch, „dass sich unterschiedliche Gesellschaftsschichten klar in den Gräbern der Angehörigen dieser Schichten spiegeln“. Vom unterstellten „klar“ einmal abgesehen – woher weiß er das? Unter den Gräbern Fünens grenzen sich über sämtliche angewendeten Verfahren (auch über MB) im dritten und vierten Jahrhundert ganz deutlich äußerst kleine und vom Material her relativ gleichartige Gruppen von Gräbern vom riesigen Rest mit einem gewaltigen quantitativen und qualitativen Abstand ab (Gebühr 1986). Nun kann ich die Leute nicht mehr befragen, welcher Schicht sie angehörten oder warum sie sich nicht als übergangslose Ranggesellschaft zu erkennen geben – aber auf eine alternative Deutung wäre ich neugierig.

Dass darüber hinaus in verschiedenen Kulturen unterschiedliche Maßstäbe gelten können, ist sicher zutreffend. Deshalb werden für unterschiedliche Zeiten und – vermutete – Kulturräume jeweils eigene Gliederverfahren angesetzt, deren Ergebnisse fallweise einer kritischen Sichtung zu unterziehen sind.

Im Zusammenhang mit seiner „Immanenzkritik“ (siehe oben) fragt Jung, „warum die Gräber und Beigaben nicht direkt in ihrer Sinnstrukturiertheit rekonstruiert werden ...“ – ja, das wüsste ich auch gern, wie das aussehen sollte. Soll ich das Grab eines Man-

5 „Wie aber steht es mit ‚arm‘ ausgestatteten Gräbern? Ist es nicht denkbar oder sogar wahrscheinlich, daß von den Bestattenden auf den Tod eines der Ihren im Rahmen der Beigabensitte unterschiedlich reagiert wurde? Verzerrten nicht Pietät und Geiz, Renommiersucht und Bescheidenheit, Liebe und Abneigung gegenüber dem Bestatteten das Bild im Einzelfalle so, dass auch Wohlhabende und Mächtige unauffällig bestattet werden? Falls keine starre Beigabenordnung die Exklusivität einer Personengruppe auch im Grabe sichert, so werden die oben genannten Faktoren dazu führen, dass der Reichtum der Grabausstattung in unterschiedlichem Maße zu- oder abnimmt. Mit anderen Worten, das archäologische Erscheinungsbild der Oberschichtgruppe fasert aus, die Geschlossenheit geht verloren, Übergänge zu den einfachen Bestattungen werden hergestellt. Dies wiederum ist prüfbar. Wenn keine klar abgegliederte Gräbergruppe feststellbar ist, so mag dies weniger auf die mögliche soziale Mobilität der in Frage stehenden Gesellschaft als auf die Wirksamkeit solcher Faktoren hindeuten. Wenn jedoch die Geschlossenheit einer klar abgegliederten reichen Gräbergruppe signifikant und eindeutig beobachtet werden kann, dann ist mit uncharakteristisch bestatteten Angehörigen der betreffenden Oberschicht nicht zu rechnen.“ (Gebühr 1986)

nes mit seinen Beigaben und ihrer vermuteten Bedeutung (die ich nicht statistisch aber auch nicht über Analogien erschließen darf) zu rekonstruieren versuchen, so, wie es – zumindest bei den „Fürsten“ – meist in der Primärpublikation und in etlichen fach- und populärwissenschaftlichen Darstellungen erfolgt ist ...? Und dann den nächsten Reichen, und dann einen Armen ... und so weiter. Jedes Grab ist irgendwie anders. Und wie vergleiche ich? Der eine scheint mir reicher als der Andere. Aber warum? Wie soll ich den „Sinn“ ohne Kontext erschließen? Und wer gleicht eher wem, wenn ich nur Individuen „vergleiche“, ohne sie auf Vergleichbares reduzieren zu dürfen? Solange Jung eine positive Leistung schuldig bleibt, die zeigt, was er meint, stößt seine pointierte Kritik auf Verständnislosigkeit.

Auf S. 5 vermisst Jung in der Ablehnung der „Subjektivität“ durch das alternative, „objektive“ Verfahren MB die „methodisch explizite Rekonstruktion der Sinnstrukturiertheit der Beigabe“. Sofern diese Sinnstruktur über den Befund oder Analogien ermittelt wurde, geht sie als Funktionsbegriff in das Verfahren ein (Halsring); der übrige Sinn der Beigabenart wird durch den Kontext ermittelt. Beispiel: Man kann den goldenen Halsring, den Torques, für ein fürstliches Abzeichen halten, wie es bestimmte Analogien aus anderen Regionen und Zeiten nahelegen können. Ist er tatsächlich ein seltenes Attribut herausgehobener Gräber, dann wird ihn der statistische Vergleich als solches erweisen. Wenn er aber sehr häufig und dazu auch in mittleren und ansonsten armen Inventaren auftritt, dann wird die „Sinnstruktur“ in Bezug auf die sozialgeschichtliche Bedeutung eine andere; die Analogien greifen hier nicht. Für die Beobachtung von Seltenheit und relativer Inventararmut aber brauche ich statistische Verfahren. Würde ich dem Halsring ohne Blick auf den Materialkontext analog zu anderen Kulturen die „methodisch

explizite“ (?) „Sinnstrukturiertheit“ eines hohen Statussymbols zubilligen, so wäre ich methodologisch unsauber, indem ich a) nicht primär fachimmanent arbeite und b) einen Zirkelschluss befördere: Ein von außen als „fürstlich“ deklarerter Gegenstand wird zwangsläufig zu einem „Fürsten“ in der Deutung des Bestatteten führen – nach Berücksichtigung des statistisch zu ermittelnden Kontextes (Hunderte von Halsringen) unter Umständen sogar zu Hunderten von „Fürsten“, denen als „Nichtfürsten“ nicht viel mehr als die eigene fünfköpfige Familie gegenübersteht.

Im übrigen ist MB gar nicht „objektiv“. Schon die Auswahl und Strukturierung der Merkmale stellen einen subjektiven Akt dar. Wenn man sich über diesen Akt geeinigt hat, vollzieht sich das Verfahren allerdings konsequent und nachvollziehbar bis hin zum Ergebnis, das man wieder mehr oder weniger „subjektiv“ interpretieren kann. Die in das Verfahren eingebrachte Subjektivität allerdings ist eine Variable, deren „Richtigkeit“ durch das Material selbst (pardon: den Materialkontext) geprüft werden kann (siehe unten).

Jung kritisiert Burmeisters mitunter etwas optimistische Beurteilung des Verfahrens, so etwa den Satz „Die soziale Deutung einer Beigabe (...) kann (...) direkt aus dem prähistorischen Material gewonnen werden“, der den Eindruck erwecke, die auf dem Verfahren basierende Deutung sei evident. Hier möchte man doch gerne die Auslassungen wiedergegeben sehen: Tatsächlich sagt Burmeister „Die soziale Deutung einer Beigabe (*ihr möglicher Statuswert*) – so der Grundgedanke – kann auf diese Weise direkt ...“ (Jungs Auslassungen habe ich kursiv gesetzt). Die soziale Deutung wird also durch die Auslassung erläuternd auf den „möglichen Statuswert“ konkretisiert bzw. reduziert, wobei das „möglich“ eine weitere Einschränkung darstellt: Es muss sich also nicht immer um

den Statuswert handeln, der nur „möglich“ ist. Die Einschübung „– so der Grundgedanke –“ schränkt die Aussage weiter ein, indem mit dem Satz lediglich das allgemeine Prinzip verdeutlicht werden soll, das Ziel, das mit dem Verfahren angestrebt wird, dem es aber im realen Einzelfall durchaus nicht immer gerecht zu werden braucht. Mit „auf diese Weise“ wird erkennbar, dass es sich nicht um eine isolierte Feststellung handelt, sondern um den Vergleich mit anderen „Weisen“ handelt, bei denen die genannten eingeschränkten Möglichkeiten nach Ansicht Burmeisters noch weniger gegeben sind. So zumindest verstehe ich den Satz Burmeisters, was bedeutet, dass er auch von andern so verstanden werden kann: vorsichtiger, skeptischer, gerade den Eindruck der „evidenten Deutung“ vermeiden wollend<sup>6</sup>, und dies wiederum bedeutet, dass Jung mit seinem Vorwurf missverständlicher Ausdrucksweise gut daran täte, die kritisierten Passagen nicht sinnmindernd zu kürzen, um seinerseits den Vorwurf mangelnder Sorgfalt, wenn nicht gar mangelnder Redlichkeit zu vermeiden. Das von Jung nicht ausgeblendete „kann“ tut ein übriges: Im Kontext mit den ausgeblendeten Passagen impliziert es auch den Wortsinn „kann, aber muss nicht (z. B. falls bestimmte Prämissen nicht gegeben sind)“. Was wäre daran falsch? Oder kann grundsätzlich nie die soziale Bedeutung einer Beigabe aus dem prähistorischen Material gewonnen werden?

Auf S. 5 unten vermisst Jung wieder „die methodisch angeleitete explizite Rekonstruktion der Bedeutungsstruktur eines Gegenstands, wie sie auch zur Entwicklung von Indikatoren für eine statistische Untersu-

chung notwendig“ sei. Die Gefahr bestehe, dass „das Ergebnis der Berechnungen zu einem Artefakt gerät, das allein die Kategorien abbildet, nicht aber die mit ihnen klassifizierte Wirklichkeit“. Als Beispiel nennt er die goldenen Schlangenfibeln aus dem Grab von Hochdorf, von denen entschieden werden müsse, ob sie etwas kategorial anderes seien als bronzene Schlangenfibelpaare aus anderen Gräbern. Entsprechendes gelte für unverzierte und verzierte Gürtelbleche.

Ist das also die „methodisch angeleitete explizite Rekonstruktion der Bedeutungsstruktur“? Unverziert oder verziert? Gold oder Bronze? Nun, genau dies sind einige der strittigen „subjektiven“ Eingangsdaten, von denen oben die Rede war. Burmeister unterscheidet sehr wohl Fibeln (und andere Gegenstände) nach Werkstoff, nach Gold, Bronze oder Eisen (S. 163 Tabelle 15 oben); er könnte aber auch anders entscheiden. Sinnvoll wäre es, einmal das Verfahren ohne und einmal mit Materialuntergliederung laufen zu lassen, um die Konsequenzen im Ergebnis zu vergleichen. Vermutlich wird das Gesamtergebnis hiervon nicht stärker beeinflusst, als wenn die eine oder andere nicht entdeckte Grabbeigabe einbezogen worden wäre. Wir kommen darauf zurück.

Aber hätte eine andere Entscheidung Burmeisters eine „methodisch angeleitete explizite richtigere Rekonstruktion der Bedeutungsstruktur“ ergeben? Burmeister kann sich für „Schlangenfibel“ als Merkmal entscheiden. Er kann sich für „Goldfibel“ entscheiden, und er kann sich für „goldene Schlangenfibel“ entscheiden. Er kann sich aber auch für große und kleine, für gegossene und geschmiedete(?), für gebrauchte und unge-

6 „Es versteht sich von selbst, dass die errechneten Werte nicht eine tatsächliche soziale Bedeutung einer Beigabe bzw. den Rang eines Inventars wirklichkeitsgetreu abbilden können. Das Verfahren basiert auf inhaltlichen Annahmen, die im einzelnen gesehen nicht zwangsläufig die intendierte Aussage zur vertikalen Sozialstruktur stützen“ (Burmeister 2000, 139). Ähnliche vorsichtige bis kritische Beurteilungen der eigenen Ergebnisse finden sich immer wieder in Burmeisters Arbeit. Wie soll da der Eindruck entstehen, „die Deutung sei nach der Bearbeitung des Materials mit diesem Verfahren evident und das so gewonnene Ergebnis selbst nicht mehr interpretationsbedürftig“?

brauchte, für schwere und leichte Fibeln als jeweils eigenes Merkmal entscheiden. Alles das sind Aspekte, von denen wir kaum ahnen, in welcher Beziehung sie zur vertikalen sozialen Struktur stehen – auch nicht „explizit methodisch angeleitet“, soweit ich mir darunter etwas vorstellen kann. Versuche an anderem Material haben gezeigt, dass Variationen in dieser Hinsicht relativ wenig bedeuten. Brutal gesagt, wenn die Schlangenfibeln während der Ausgrabung von Hochdorf durch einen Arbeiter gestohlen worden und unentdeckt geblieben wären, wäre im Ergebnis der Hochdorfer Fund vermutlich trotzdem in etwa an der gleichen Stelle der Materialgliederung gelandet. Soziale Gliederungen, die derart sensibel aus Materialnuancen resultieren, könnten schon angesichts der quellenkritischen Probleme in unserem Fach kaum erkannt und nachgewiesen werden. Es geht immer nur ums Grobe. Das wird in meiner Gebrauchsanleitung zu MB deutlich. Dieser Grobgliederung stehen allerdings in der herkömmlichen Vorgehensweise noch gröbere gegenüber, die ohne quantitative Struktur- und Gliederungsbestrebungen und ohne recht erkennbare methodologische Verbindlichkeit die Gruppe der „Fürsten“ in unterschiedlicher Zahl von „Nichtfürsten“ trennen. So stellt sich das grundsätzliche Problem dem Praktiker dar. Der Fehlermöglichkeiten sind übrigens noch weitere. Wenn man die Merkmale immer feiner differenziert, also goldene Schlangenfibeln noch nach Größe und Gewicht als eigene Merkmale untergliedert, dann werden diese Merkmale immer seltener im Material und erhalten durch den höheren Seltenheitswert einen erhöhten Statuswert gegenüber Funktionsbeigaben, die nicht untergliedert wurden („Schwert“). Allein dieses Beispiel zeigt die verfahrensbedingte Anfälligkeit solcher Gliederungsversuche, und es ist nicht das einzige, wie ich in dem bewussten Exkurs ausführlich belege. Auch

ist das Verfahren nicht sakrosankt. Es stellt einen Schritt dar hin zu einer methodisch verbesserten Strukturerkennung und Gliederung unseres Fundstoffs, einen Schritt, dem andere folgen sollen und werden. Aber allein dieser Schritt ist bereits meilenweit entfernt von Gliederungen auf der Basis „nicht jeder konnte sich silberne Sporen leisten“.

Nun geht es in die technischen Details. „Ein gewichtiges Problem der drei gewählten Kriterien“ (Seltenheit, Inventarvielfältigkeit, Vergesellschaftung mit Gold) besteht für Jung „darin, dass sie nicht unabhängig von einander sind. So hängt die ‚Inventarvielfältigkeit‘ logisch mit der ‚Seltenheit‘ zusammen, und es wird eine hohe Korrelation der Maßzahlen geben: ...“. Eine häufige Beigabe müsse zwar aufgrund ihrer Häufigkeit auch mit vielen anderen Beigaben kombiniert vorkommen, „geht man andererseits davon aus, dass die Seltenheit einer Beigabe einen Wertindikator darstellt, so ist die Konstellation, dass sich eine seltene Beigabe, sonst aber wenig oder nichts in einem Grab befindet, von vornherein unplausibel. Vermittelt nämlich über den Wert des Grabes als ganzem ist zu erwarten, dass in einem Grab mit einer seltenen Beigabe zahlreiche andere Beigaben ebenfalls vorhanden sind. Umgekehrt müssen häufige Beigaben wegen ihrer Häufigkeit auch in Gräbern vorkommen, in denen es sonst keine oder nur wenige andere Beigaben gibt. ...; bereits von seiner Definition der Maße her muss der die Vielfältigkeit des Inventars ausdrückende Wert mit dem der Seltenheit korrelieren.“ „Und auch die ‚Vergesellschaftung mit Gold‘ ist kein unabhängiges Kriterium, sondern eine Unterdimension der Seltenheit, weil das Material ‚Gold‘ für sich genommen nichts Wertbildendes jenseits seiner Seltenheit hat“.

Diese kaum ununterbrochene Reihe von Sätzen (es ist m. E. kein zusätzlicher Kritikpunkt ausgelassen worden) habe ich deshalb wiederholt, weil sie mit Ausnahme des ersten

sämtlich unlogisch und zudem empirisch falsch sind. Der erste Satz aber ist als Teilweisheit trivial. Man wird allgemein Mühe haben, Maßstäbe zu finden, die – zumindest in Extremfällen – voneinander völlig unabhängig sind. Meist „überlappen“ sie sich mehr oder minder geringfügig. Tatsächlich wird eine Beigabe, die in jedem Inventar auftaucht, also absolut „unselten“ ist, zugleich den durchschnittlichen Inventarvielfalts-Wert eben aller dieser Inventare haben. Im untersten Bereich der Seltenheit ist also eine ganz kurze Maßkorrelation zu erwarten. Eine solche Beigabe ist mir aber nicht bekannt. Bei Burmeister wird – soweit ich sehe – im Ausnahmefall unter rund 40 Beigaben in den 5 Rechengängen „Alle Inventare“ (also in knapp 200 möglichen Fällen) nur eine einzige Beigabe in gut zwei Dritteln aller Gräber beobachtet. In über 95% aller Fälle kommen die Beigaben deutlich seltener als in der Hälfte aller Gräber vor.

Gehen wir Jungs übrigen Sätze der Reihe nach durch.

Zu Satz 1: Eine häufige Beigabe muss entgegen Jung nicht auf Grund ihrer Häufigkeit auch mit vielen anderen Beigaben kombiniert vorkommen; sie kann auf zahlreiche arme Gräber beschränkt bleiben, in denen sie meist die einzige Beigabe darstellt. Beispiel: Glättsteine in Frauengräbern der Vorrömischen Eisenzeit auf Fünen (Gebühr 1992).

Zu Satz 2: „Man“ geht nicht davon aus, dass die Seltenheit einer Beigabe einen Wertindikator darstellt. Man nimmt zwar an, dass eine wertvolle Beigabe selten sein muss, schließt aber nicht aus, dass eine seltene Beigabe auch in armen Gräbern vorkommen kann. Alles Wertvolle ist selten, aber nicht alles Seltene ist wertvoll. Als Beispiel führe ich in meinem Exkurs die Möglichkeit eines versteinerten Seeigels als einzige Beigabe eines „Individualisten“ an. Seltenes findet sich nicht nur im oberen, sondern mitunter

eben auch im untersten Bereich des sozialen Spektrums. Damit diese Art von Seltenheit nicht in die soziale Bewertung der Beigaben eingeht, habe ich den Seltenheitswert durch Multiplikation mit den anderen Werten verbunden und das geometrische, nicht das arithmetische Mittel der drei Werte als „Beigabewert“ gewählt, wie im Exkurs dargestellt, den Matthias Jung kennt.

Zu Satz 3: Die Konstellation, dass sich eine seltene Beigabe, sonst aber wenig oder nichts in einem Grab befindet, ist im Gegensatz zu Jungs Meinung nicht von vornherein unplausibel. In den Stufen A und B1 der Älteren Kaiserzeit Mecklenburgs tritt der insgesamt seltene Römische Import lediglich in beigabenarmen oder beigabenlosen Gräbern auf (dort ist er zugleich die Urne), in B2 dagegen fast ausschließlich in beigabenreichen Gräbern (Gebühr 1970). Ähnlich sind in der Wikingerzeit Dänemarks Gold- und Silberbeigaben (im Gegensatz zu vergoldeten oder silbertauschierten Beigaben) eher in Gräbern mit wenig Beigaben zu finden. Quantität und Qualität ersetzen sich hier gewissermaßen und stützen sich als Wertmaßstäbe nicht gegenseitig. Dies zeigt darüber hinaus, dass Jungs Behauptung, Gold sei eine Unterdimension der Seltenheit – mit der logischen Folge, dass es daher auch in beigabenreichen Inventaren vorherrschen müsse –, falsch ist.

Zu Satz 4: Häufige Grabbeigaben können auch in armen Gräbern auftreten, müssen es aber nicht. Sie können auf die reichere Hälfte aller Gräber beschränkt bleiben. (vgl. Gebühr 1976, 110: z. B. Beschläge, Anhänger usw.). Im übrigen richtet es sich danach, ob sie selten oder häufig in ärmeren Gräbern erscheinen, und genau das bestimmt einen Teil ihres sozialen Aussagewerts.

Zu Satz 5 als Summe der Schlussfolgerungen: Deshalb muss eben der die Vielfältigkeit des Inventars ausdrückende Wert nicht „bereits von seiner Definition der Maße her“

mit dem der Seltenheit korrelieren, und tut es häufig auch nicht, wie die Literatur ausgiebig ausweist.

Diese Literatur ist Jung offenbar nicht bekannt. Aber Burmeisters Dissertation, die er kritisiert, müsste er eigentlich gelesen haben. Nun kann man Burmeisters Grafiken leider nicht die „Korrelation der Maßzahlen“ der drei Kriterien (Seltenheit, Inventarvielfältigkeit, Gold) entnehmen. Wenn Jung aber recht hätte, und mit den drei Kriterien „unkontrolliert mehrfach dasselbe gemessen wird“, so müssten ja Beigaben ähnlicher Häufigkeit auch regelhaft ähnliche Beigabewerte erzielen (die sich aus dem geometrischen Mittel der drei Kriterien ergeben). Das kann so sein, weil es dem historischen Befund entspricht. Wo es aber nicht so ist, wird Jungs Kritik durch ein einziges Fallbeispiel widerlegt.

Auf Burmeisters S. 114 in Tabelle 7 (Südwürttemberg im frühen HA D) treten Goldohring und Schieber je einmal auf. Der Goldohring hat den Beigabewert 75, der Schieber dagegen den Beigabewert 14. Auf S. 147 in Tabelle 9 ist der „sonstige Ring aus Bronze“ nur in einem Grab vertreten und hat den Beigabewert 82. Reliefverzierte Keramik tritt auch nur in einem Grab auf und erreicht den Beigabewert 6. Auf S. 150 in Tabelle 11 tritt die Bronzefibel in 33 Gräbern auf und hat den Beigabewert 17, die Bronzenadel in 34 Gräbern erreicht nur den Wert 4. Miniaturbeigaben in 83 von 125 Gräbern dagegen erzielen – obwohl mehr als doppelt so häufig wie die Bronzenadeln einen doppelt so hohen Wert, nämlich 8. Diese Beispiele ließen sich mühelos fortsetzen, auch wenn sie insgesamt nicht die Regel bilden; sie genügen aber, um Jungs kategorischen Behauptungen als falsch zu erweisen. Dass die verschiedenen Kriterien häufig doch zusammentreffen, liegt daher eben nicht an einem methodologisch gesetzmäßigen Fehler, sondern am historischen Befund, der

wiederum die genannten Kriterien als sinnvoll ausweist.

Zu Satz 6: Abgesehen davon, dass – wie schon unter dem Kommentar zu Satz 3 dargelegt – Gold sehr wohl anders als Seltenheit und Inventarvielfältigkeit flektieren kann, ist die knappe Behauptung, „das Material ‚Gold‘“ habe „für sich genommen nichts Wertbildendes jenseits seiner Seltenheit“, schon erstaunlich. Burmeister weist äußerst sorgfältig und aufwendig auf mehreren Textseiten und Anmerkungen nach, weshalb er das Merkmal „Gold“ als drittes Kriterium auswählt, und nicht irgend ein anderes (das „jenseits der Seltenheit“ „nichts Wertbildendes“ hat). Wenn nicht hier, wo sonst kommt Burmeister Jungs zentraler Forderung nach einer „methodisch angeleiteten expliziten Rekonstruktion der Bedeutungsstruktur“ so sorgfältig nach? Nur scheint seine sorgfältige Untersuchung und Mühe dem raschen Grundsurteil Jungs an dieser Stelle unwillkommen.

Schließlich kritisiert Jung die vermeintliche Willkür, mit der einzelne Rechenoperationen durchgeführt werden, wie z. B. die Kriterien im Zuge der Errechnung des Beigabewerts exponential auf- oder abgewertet werden. Hier liegt meines Erachtens ein Missverständnis vor, das in Burmeisters Arbeit begründet wird. Gerade die sogenannte „Willkür“ ist eine analytische Stärke des Verfahrens, die bewusst zur Wahrheitsfindung eingesetzt werden kann. Man kann sich die berücksichtigten Gräber in Gestalt einer „n-dimensionalen Punktwolke“ vorstellen, bei der jedes Grab einen Punkt darstellt und die Dimensionen durch die Merkmale bestimmt werden, die mit den Beigaben erfasst werden. Dabei kann das Grab oft nur zwei Positionen in der Dimension einer Beigabe wahrnehmen, nämlich „anwesend“ oder „abwesend“. Falls dieser Punktwolke eine Struktur zu eigen ist, so ist es Aufgabe des Verfahrens, diese Struktur sichtbar zu machen. Zum

besseren Verständnis: Man stelle sich die Punktwolke in der Gestalt eines Likörglases vor. Betrachte ich es von oben, so sehe ich nur konzentrische Kreise (Standfläche, Stiel, größter Durchmesser, Rand). Erst, wenn ich die Punktwolke um 90 Grad drehe, wird mir die Gestalt des Likörglases deutlich (wenngleich ich nun nicht erkennen kann, dass es sich um konzentrische Kreis-Strukturen handelt). Eine solche Drehung der Punktwolke versucht nun das Verfahren durch bewusste „willkürliche“ Variation bestimmter Maßstäbe (allerdings immer unter der stets kritisch zu prüfenden Voraussetzung, dass die Variation nicht zirkelschlussartig vermeintliche Strukturen erst hervorruft). Hat man beim Durchspielen verschiedener Ansätze eine Ordnung der erwarteten Art entdeckt, hat also das Material gewissermaßen „eine Antwort der erwünschten Art gegeben“, so ist man umgekehrt durch das Probieren auf eine Perspektive gestoßen, in der die damalige Ordnung („das Likörglas“) erkennbar wird, die für das Verständnis dieser Ordnung von Bedeutung sein kann.

Im Exkurs habe ich dies konkretisiert: „Jede Veränderung des Rechenganges kommt einer veränderten Fragestellung gleich und bringt eine andere Hypothese in den Denkansatz; Aufwertung der Seltenheit: Ich suche besonders nach der Exklusivität, unterstelle aber auch den Drang zur Individualität in der gesuchten Oberschicht; Aufwertung der Inventarzahl: Ich vermute eine variantenreiche Ausprägung des Wohlstands im Besitz der gehobenen Bevölkerungsgruppe, Freude an der Vielfalt – zumindest bei denen, die das Inventar zusammenstellten; Aufwertung der Qualität: Ich unterstelle der gesuchten Oberschicht ein besonderes Qualitätsbewusstsein. Je mehr man sich dem in der damaligen Oberschicht dominierenden Maßstabmuster nähert, desto deutlicher müsste die entsprechende Gliederung im Endergebnis ausfallen“ - und umgekehrt:

Je deutlicher die Gliederung ausfällt, desto mehr habe ich mich mit meiner „Willkür“ den in der damaligen Oberschicht vorherrschenden Maßstäben genähert.

Am Schluss seiner Kritik kommt Jung auf der Basis seiner verschiedenen Irrtümer konsequent zu dem falschen Urteil „über das Resultat von Berechnungen mit diesem Verfahren“: „Schon allein aufgrund der Vergrößerungen und Verzerrungen, die der Kodierung und dem Berechnungsmodus geschuldet sind, lässt sich eine wenig aussagefähige Rangfolge der Gräber voraussagen, in der kaum klare Gruppenbildungen zu erkennen sein werden. Daher vermag das Ergebnis von Burmeisters Untersuchung“ – keine klare Gruppierungen – „nicht zu überraschen.“ Mit genau dem gleichen Verfahren und ganz ähnlichen Kodierungen sowie Berechnungsmodi, die vermutlich auf Grund geringerer Beigabendifferenzierung zu noch stärkeren Vergrößerungen und Verzerrungen führten, ist das etwa dreimal so große spätkaiserzeitliche Gräbermaterial der Insel Fünen in klare und eindeutige Gruppen gegliedert worden, die sich darüber hinaus mit drei weiteren Verfahren (einschließlich des „subjektiven Eindrucks“) bestätigen ließen. Jung kann diese Ergebnisse nicht kennen, wenn er meine Habilitationsschrift nicht gelesen hat, wie ihm überhaupt als Nachbarwissenschaftler kaum empirische Kenntnisse im Bereich der Ur- und Frühgeschichte abverlangt werden dürfen. Hier wie im Kanon der oben genannten irrigen Behauptungen gilt jedoch: Wenn die Empirie mit der Theorie nicht in Einklang steht, dann taugt die Theorie nichts.

Was die Methodik insgesamt angeht, so scheint Jung den Versuch einer Annäherung an die Wahrheit nur ungern gelten zu lassen, sondern nur richtig oder falsch. Gewiss, das Verfahren ist mit zahlreichen Schwächen behaftet, die von den Anwendern nicht bestritten, sondern im Gegenteil ausführlich thematisiert werden. Diese Schwächen

sind natürlich geeignet, das Ergebnis zu verzerren, zu verfälschen. Das ist zwangsläufig bei allen Versuchen so, eine Wirklichkeit auf Grund einer – zwangsläufigen! – Informationsauswahl zu beschreiben (auch bei nicht-quantitativen), und unser Ziel bleibt es, diese Verfälschung oder Verzerrung möglichst klein zu halten. Doch in welchem Maße wird das Ergebnis verzerrt? Ist das Maß der zu erwartenden Verzerrung groß genug, um das vage und nur in groben Umrissen skizzierte Gesamtergebnis ernsthaft in Frage zu stellen? Dies ist die zentrale methodologische Frage, die Jung nicht beantwortet, da er nur zwischen „verzerrt“ und „nicht verzerrt“ unterscheidet und damit in seiner Kritik unfruchtbar und letztlich unwichtig bleibt.

Insgesamt entsteht der Eindruck einer geradezu irrationalen Ablehnung „statistischer“, besser: quantifizierender Verfahren, ohne eine konkrete, leistungsstarke Alternative zu benennen. Dieser Ablehnung liegt meines Erachtens ein elementarer Denkfehler zugrunde: Allem Suchen nach Strukturen, jeder Art des Vergleichs, auch dem vermeint-

lich nicht quantitativen, so scheint mir, liegt eine – häufig unbewusste – quantitative Beurteilung zugrunde. Horst Kirchner pflegte zu zitieren: „Man muss die Argumente wägen, nicht zählen“; und indem er wägt, vergleicht er quantitative Werte des Gewichts, nur dass er sich einer präzisen Angabe enthält, wenn er meint, dieses Argument wöge schwerer als ein anderes. Um wie viel schwerer? Und von welcher Gewichtssumme anderer Argumente wird dieses Argument aufgewogen? Die so genannten „quantitativen Verfahren“ versuchen lediglich, dieser aus methodologischer Not geborenen Schwammigkeit konkrete Zahlen anzubieten, die natürlich nicht „die Wahrheit“ darstellen, aber in den mehr oder weniger geringen Graden des jeweiligen Irrtums der „Wahrheit“ erheblich näher zu kommen versprechen als ein plattes und nutzloses „das wiegt schwer ...“. Es sind Versuche, sich der Wahrheit, der Wirklichkeit auf dem Wege einer Präzisierung der Argumente und ihrer Gewichtung zu nähern. Konstruktive und ernsthafte Bemühungen, diese Versuche zu verbessern, sind immer willkommen.

*Michael Gebühr, Schleswig*

## Literatur

- Eggers, H. J. 1953: H. J. Eggers, Der römische Import im freien Germanien. Atlas der Urgeschichte 1 (Hamburg 1953).
- Gebühr, M. 1970: M. Gebühr, Beigabengesellschaften in mecklenburgischen Gräberfeldern der älteren römischen Kaiserzeit. Neue Ausgr. u. Forsch. Niedersachsen 6, 1970, 93–116.
- Gebühr, M. 1974: M. Gebühr, Zur Definition älterkaiserzeitlicher Fürstengräber vom Lübsow-Typ. Praehist. Zeitschr. 49, 1974, 82–128.
- Gebühr, M. 1976: M. Gebühr, Der Trachtschmuck der älteren römischen Kaiserzeit im Gebiet zwischen unterer Elbe und Oder und auf den westlichen dänischen Inseln (Neumünster 1976).
- Gebühr, M. 1986: M. Gebühr, Ursachen für den Siedlungsrückgang auf Fünen im 5. Jahrhundert. Ungedr. Habilitationsschrift (Hamburg 1986).

- Gebühr, M. 1992: M. Gebühr, Alter und Geschlecht. Aussagemöglichkeiten anhand des archäologischen und anthropologischen Befundes. In: B. Stjernquist (Hrsg.), Prehistoric Graves as a Source of Information. Symposium at Kastlösa, Öland, May 21–23, 1992. Kungl. Vitterhets historie och Antikvitets Akademien, Konferenser 29, 73–86.
- Gebühr, M. u. J. Kunow 1976: M. Gebühr, J. Kunow, Der Urnenfriedhof von Kemnitz, Kr. Potsdam-Land. Untersuchungen zur anthropologischen Bestimmung, Fibeltracht, sozialen Gliederung und „Depot“-sitte. Zeitschr. Arch. 10, 1976, 185–222.
- Last, M. u. H. Steuer 1969: M. Last, H. Steuer, Zur Interpretation der beigabeführenden Gräber des 8. Jahrhunderts im Gebiet rechts des Rheins. Nachr. Niedersachsens Urgesch. 38, 1969, 25–88.
- Stein, F. 1967: F. Stein, Adelsgräber des 8. Jahrhunderts in Deutschland (Berlin 1967).

### **Crossing Cultures: Identities in the Material World**

7 to 9 January 2005, Bristol, United Kingdom

Website: <http://www.afid.bris.ac.uk/CrossingCultures/>

The aim of this conference is to explore the dynamic role of material culture in creating and transforming ancient identities and to consider the complex nature of identity in the ancient world.

## B) Handlungstheorien in der Archäologie

### Giddens' Theorie der Strukturierung und die Archäologie

von Nils Müller-Scheeßel

Anders als alle anderen kultur- und geschichtswissenschaftlichen Disziplinen zeichnet sich die prähistorische Archäologie dadurch aus, daß sie zu dem einzelnen Individuum praktisch keinen Zugang besitzt. Das handelnde Subjekt ist mit rein archäologischen Mitteln nicht rekonstruierbar (Narr 1972). Daran ändern auch die geradezu verzweifelten Versuche der explizit theoretisch ausgerichteten angloamerikanischen Richtung der Archäologie nichts, nach dem Rigorismus des systemischen Ansatzes der Prozessualen Archäologie seit den 1980er Jahren Handeln und Individuum wieder einzuführen.<sup>1</sup>

Damit steht die Archäologie vor einem Dilemma: Von den beiden sich im kulturwissenschaftlichen Diskurs als immer zentraler herauskristallisierenden Polen Struktur und Handeln ist der eine – nämlich das Handeln – nicht erfahrbar, zumindest nicht auf einer individuellen Ebene (und nur hier ist Handeln sinnhaft verankerbar [Welskopp 1997, 46f.]). Diese Einschränkung ist wichtig, denn m. E. wäre es falsch, mit dieser Feststellung das Kind mit dem Bade auszuschütten und sich auf eine Position zurückzuziehen, die das Ermitteln von Strukturen zum alleinigen Forschungsgegenstand erhebt. Auf einer

analytischen Ebene bleiben Handeln und das handelnde Subjekt selbst unverzichtbar: Nur über sie ist überhaupt gesellschaftlicher Wandel konzeptualisierbar. Wenn man nicht quasi organoide Gebilde einführen möchte, die unabhängig von jedem menschlichen Tun agieren bzw. dem Individuum nur noch die Rolle einer Marionette zugestehen, kommt man um die Berücksichtigung des handelnden Subjekts nicht herum. Diese Einsicht dürfte auch bestimmend für die Abwendung von den rein systemtheoretischen und deshalb steril bleibenden Ansätzen der 1970er Jahre gewesen sein.

Insbesondere zwei Theoriegebäude sind es, die die internationale sozialwissenschaftliche Diskussion über Handeln und Struktur bestimmen. Dies sind einerseits P. Bourdieus Habitus-Konzept und andererseits A. Giddens Strukturierungs-Theorie.<sup>2</sup> Aus einer (prä-)historischen Perspektive hat man Giddens' Konzept den Vorrang zu geben, da darin Veränderungen explizit thematisiert und konzeptualisiert werden, während bei Bourdieu unklar bleibt, wie sich der Habitus verändert; dieser behält bei Bourdieu etwas primordiales.<sup>3</sup> Aus diesem Grund wird sein Habitus-Konzept an dieser Stelle nicht weiter

1 So zuletzt die meisten Beiträge in Robb 1999; Dobres/Robb 2000. – Weitere Beispiele etwa sind Barrett/Fewster 2000; Mizoguchi 2000.

2 Im Gegensatz zu Giddens, der seine Strukturierungstheorie monographisch dargelegt hat (1995), hat Bourdieu sein Sozialkonzept wesentlich in der praktischen Anwendung entwickelt. Dabei spielten seine ethnographischen Feldforschungen bei den algerischen Kabylen eine besonders große Rolle (1976; auch: 1998). – Zu beiden Gedankengebäuden gibt es mittlerweile reichlich Sekundärliteratur. Für den schnellen Überblick empfehlen sich Lamla 2003 bzw. Schwingel 2003. – Kurze Charakterisierung handlungstheoretischer Ansätze aus archäologischer Sicht: Bernbeck 1997, 311ff. mit Kritik ebd. 314.; Johnson 1989.

3 Für eine ähnliche Wertung aus geschichtswissenschaftlicher Sicht: Reichardt 1997, 86 ff.

diskutiert, sondern es folgt ein kurzes Exposé der Sozialtheorie von A. Giddens.<sup>4</sup> Giddens geht von komplexen, kompetenten Akteuren aus, die in der Lage sind, ihr Handeln reflexiv zu steuern, und die routinemäßig ein „theoretisches Verständnis“ für die Gründe ihres Handelns entwickeln. Giddens' Individuen haben durchaus Einblicke in gesellschaftliche Strukturen und richten ihr Handeln danach aus. Diese Handlungs-rationalisierung findet nach Giddens vorwiegend im diskursiven Bewußtsein statt; davon unterscheidet er das praktische Bewußtsein, das die alltägliche Praxis abdeckt und das routinemäßige Handeln steuert. Von diesen beiden Bewußtseinssebenen sei die meist unbewusste Motivationsebene zu differenzieren (das Unbewusste im Freudschen Sinne). Nach Giddens ist jedoch ein großer Teil des alltäglichen Handelns nicht direkt motiviert. Selbst wenn die Akteure zu einer reflexiven Steuerung ihrer Handlungen fähig sind, so bleibt ihr Wissen dennoch begrenzt. Aus diesem Grund liegt Giddens großen Wert auf die unerkannten Handlungsbedingungen, die den Handlungen zugrunde liegen und diese beeinflussen, und auf die unerkannten und unbeabsichtigten Handlungsfolgen, die die Handlungen neben den vielleicht beabsichtigten nach sich ziehen. Durch die in rekursiver Dynamik miteinander verwobenen Handlungsbedingungen und -folgen beinhaltet die Produktion von Handeln immer auch den Prozeß der Reproduktion, d. h. die Akteure reproduzieren ständig die eigenen Handlungsbedingungen. Daraus ergibt sich auch, daß Handeln ein kontinuierlicher Prozeß ist, aus dem einzelne Handlungseinheiten nur künstlich isolierbar sind; tatsächlich sind die einzelnen Handlungsstränge untrennbar miteinander verwoben. Strukturen sind also nicht immer schon da, sondern werden ständig reproduziert; des-

halb spricht Giddens auch ausdrücklich von der „Strukturierung“ sozialer Systeme. Ihre Analyse bedeute zu untersuchen, wie diese in Interaktionszusammenhängen produziert und reproduziert werden. Handelnde und Strukturen stellen in seinen Worten eine „Dualität“ dar. Dabei sind die Strukturen den Individuen nicht äußerlich; Struktur schränkt Handeln nicht nur ein, sondern ermöglicht es auch, d. h. die Menschen sind nur in und durch soziale Beziehungen überhaupt (über)lebensfähig. Ebenso bleibt das praktische Wissen der fortwährenden Strukturierung sozialen Lebens nicht äußerlich, sondern fließt integral darin ein: „Struktur besitzt keine Existenz unabhängig von dem Wissen, das die Akteure von ihrem Alltagshandeln haben. Handelnde Menschen wissen immer, was sie tun“ (Giddens 1995, 79). Wie oben bereits betont, bedeutet das allerdings nicht, daß sie auch nur annähernd vollständiges Wissen von den Bedingungen und Folgen ihres Handelns haben.

Zwar sind soziale Systeme für Giddens mehr als nur die Summe der in und durch sie handelnden Individuen, doch Strukturen existieren nur, insoweit sich in sozialen Praktiken realisieren. Demzufolge besitzen soziale Systeme nach Giddens statt „Strukturen“ eher Strukturmomente, die sowohl Medium als auch Ergebnis der durch sie organisierten Praktiken der Akteure sind. Wegen dieses Doppelcharakters können die Praktiken überhaupt erst über Raum und Zeit hinweg identisch reproduziert werden und eine systemische Form erhalten.

Struktur (im Singular) faßt Giddens als die isolierbare Menge von Regeln und Ressourcen eines sozialen Systems auf. Regeln sind für ihn Verfahrensweisen des Handelns, Aspekte der Praxis, Techniken in der Ausführung sozialer Praktiken. Die Kenntnis gesellschaftlicher Regeln kommt im praktischen Bewußtsein

4 Konzise faßt Giddens seine Theorie selbst in Giddens 1995, 51 ff. zusammen.

zum Ausdruck; das praktische Wissen liefert die generalisierte Fähigkeit, auf soziale Vorgänge einzugehen und sie zu beeinflussen. Damit sind Regeln immer in die Kontextualität situierter Begnungen eingebunden. Von ihrer Natur her sind Regeln immer kontrovers, d. h. dass die diskursive Formulierung einer Regel (etwa in Gesetzesform) bereits eine Interpretation darstellt. Regeln beziehen sich auf die Konstitution von Sinn und auf die Sanktionierung sozialer Verhaltensweisen. Regeln können jedoch nicht ohne Bezug auf Ressourcen konzeptualisiert werden. Ressourcen sind die Medien, auf die sich die Handelnden routinemäßig beziehen und die sie einsetzen, um ihre Handlungsziele zu erreichen. Durch sie wird Macht ausgeübt, Macht selbst ist jedoch keine Ressource. Giddens unterscheidet zwei Arten von Macht: Einerseits ist Macht für jegliches Handeln typisch; Handeln bedeutet Macht, so oder auch anders zu handeln. Andererseits handelt es sich bei Macht um die Mobilisierung institutionellen Einflusses; für Giddens stellen alle Formen von Abhängigkeit gewisse Ressourcen zur Verfügung, die gegen die Überlegenen gewendet werden können.

Giddens' Strukturierungstheorie – die hier zwangsläufig stark verkürzt und vereinfacht dargestellt werden mußte – ist natürlich nicht ohne Kritik geblieben. Die stärkste Kritik entzündete sich an der Konzeptualisierung der Akteure, die vielen als zu „aktiv“ und zu sehr nach dem Modell des Menschen der Moderne geformt schien, womit sich automatisch die Frage der Übertragbarkeit auf prähistorische Zusammenhänge ergibt. Da uns die Möglichkeit der Überprüfung fehlt, kann man diesen Hinweis lediglich zur Kenntnis nehmen, wird ihn aber sicherlich nicht leichtfertig beiseite schieben. Dennoch ist m. E. mit dem Giddens'schen Theoriegebäude eine annähernd adäquate Konzeptualisierung des „Funktionierens“ sozialen Lebens

möglich. Positiv fällt aus (prä-)historischer Sicht vor allem ins Gewicht, daß die Veränderung der sozialen Bezugssysteme über die Betonung ihrer ständigen Reproduktion und Strukturierung auf der individuellen Ebene automatisch inbegriffen ist, ohne wie etwa die Systemtheorie klassischer Prägung auf abstrakte feedback-Schleifen zurückgreifen zu müssen. Neben der prinzipiellen Historisierung der sozialen Strukturen hat Giddens' Strukturierungstheorie auch den Vorteil, dass sie den Antagonismus zwischen Verhalten und Handeln, wie er beispielsweise M. Weber Probleme bereitet hat (Welskopp 1997, 48f.), aufhebt.

Wie gelangt man jedoch von diesem reichen Handlungsbegriff, der reflexiv agierende Akteure voraussetzt, zu einer Fassung, die die Spezifika der archäologischen Quellen, die sich gerade durch die Abwesenheit von handelnden Subjekten auszeichnen, berücksichtigt? Wir haben zwar große Mengen an „anthropologischem Material“, können aber nicht das Handeln der Personen bestimmen, deren Knochen wir hier vorliegen haben. In günstigen Fällen können wir evtl. Handlungen rekonstruieren, die an materiellen Objekten durchgeführt wurden (Stichwortchaînes des operateure) oder die Menschen erlitten haben (etwa Verletzungen am menschlichen Knochen); dies ist jedoch nicht dasselbe wie Handeln, da es nicht mit spezifischen Individuen zu verbinden ist. Deshalb hat es wenig Sinn, Giddens' Theorie eins zu eins auf archäologische Befunde übertragen zu wollen. Dafür sind prähistorische Kontexte nie reich genug. Einzelne Begriffe könnten aber vielleicht bei der Konzeptualisierung und Modellierung prähistorischer Abläufe nützlich sein.

Besondere Bedeutung hat der Praxisbezug, die Erkenntnis, dass die Akteure ihr Handeln einerseits zwar reflexiv steuern, dabei aber andererseits auf die großen und kleinen Regeln des Alltags, der Sprache usw. ange-

wiesen sind, um die täglichen Herausforderungen des Lebens zu bewältigen. Eine besonders geeignete Arena, um diesen Praxisbezug auf die Konzeptualisierung eines archäologischen Kontexts zu übertragen, stellt m. E. der Bestattungsvorgang in seiner ganzen, komplexen Gesamtheit dar. Dieser ist deshalb besonders geeignet, da man hier von einem hoch reflektierten Tun ausgehen kann. Dafür lassen sich folgende Gründe anbringen: Erstens handelt es sich dabei um eine – je nach Bedeutung des zu bestattenden Individuums für die Gemeinschaft – mehr oder minder schwere Störung des sozialen Netzes, dessen Reparatur auch und gerade mithilfe der im Zusammenhang mit der Bestattung vollzogenen Handlungen geschieht. Zweitens – und dies ist m. E. ein nicht unwesentlicher, aber bisher viel zu wenig beachteter Gesichtspunkt – sind Bestattungen relativ seltene und unregelmäßig auftretende Erscheinungen. Anders als etwa im Jahreszyklus wiederkehrende Riten oder Initiationsriten, die gerade auf die Homogenisierung der Initiierten abzielen, müssen Bestattungen immer auf die eine oder andere Weise mit der Persönlichkeit des Bestatteten umgehen und seine persönlichen Leistungen und sozialen Beziehungen berücksichtigen. Insofern ist eine ständige potentielle Unsicherheit über das „richtige“ Tun zu erwarten, was ein hohes Maß an Diskussion zwischen den Akteuren erforderlich macht. Ein Sterbender mag seinen letzten Willen äußern, ausführen müssen ihn letztendlich jedoch die Lebenden, deren Agenda untereinander und von der des Verstorbenen durchaus verschieden sein kann.

Eine archäologische Annäherung an diese Problematik kann jedoch nur über die strukturelle Ebene erfolgen. Dafür ist es notwendig, sich einen Überblick über die prähistorischen handlungsleitenden „Regeln“ zu verschaffen, was am Beispiel der Bestattungssitten kurz demonstriert werden soll.<sup>5</sup> Hier sind unter dem Begriff ‚Bestattungssitte‘ ganz allgemein diejenigen Regelmäßigkeiten subsumiert, die aus der – durch den archäologischen Befund gefilterten – Gesamtheit des vor, während und nach dem biotischen Tod eines Individuums geübten Tuns abgeleitet werden können (Abb. 1).<sup>6</sup> In diesem Sinne ist erkenntnistheoretisch zwischen drei Ebenen zu differenzieren: Erstens wäre da die Gesamtheit des mit Tod zusammenhängenden regelhaften prähistorischen Handelns, das durch sehr unterschiedliche Quellen gespeist sein kann. Zwei Ebenen überlagern sich dabei: Einerseits ist mit Giddens an die unbewußten Motivationen der Akteure zu denken und weiter die Unterscheidung zwischen praktischem, d. h. routinemäßigem, und diskursivem Bewußtsein zu beachten; andererseits kann das Handeln der verschiedenen Bewußtseinsebenen sehr unterschiedlichen kulturellen Bereichen und Codes zuzuordnen sein, die mit dem Bestattungsritual im eigentlichen Sinne vielleicht nichts zu tun haben. Zweitens haben wir den durch verschiedenste Filter selektierten und im Vergleich zur ursprünglichen Informationsfülle stark dezimierten archäologischen Befund, der über das Quantitätskriterium – Grundvoraussetzung ist deshalb eine genügend große Menge an Daten – Aussagen über regelhaftes prähistorisches Verhalten erlaubt.

5 Zu einer handlungstheoretischen Interpretation von Bestattungssitten s. a. Arnold 2001.

6 Diese Definition unterscheidet sich teilweise von der, die z. B. R. Hachmann (1977, 257; s. auch Hachmann/Penner 1999, 169 ff.; Eggert 2001, 279 f.) gegeben hat. Gegenüber Hachmanns Definition, die teilweise in Abb. 1 eingeflossen ist, bietet die obige den Vorteil, das sie nicht von vornherein vorgibt zu wissen, welche Motive für die Entstehung eines bestimmten archäologischen Befundes verantwortlich waren. Zwar ist auch der Begriff ‚Bestattungssitte‘ für archäologisch abgeleitete Regelmäßigkeiten nicht wirklich treffend, weil nicht jeder Tod in der Errichtung eines Grabes im engeren Sinne münden muß, aber aus ästhetischen Gründen wird ihm hier der Vorzug gegeben vor einem vielleicht korrekteren Terminus wie ‚Totenentsorgungs-‘ oder ‚-beseitigungsregel‘.

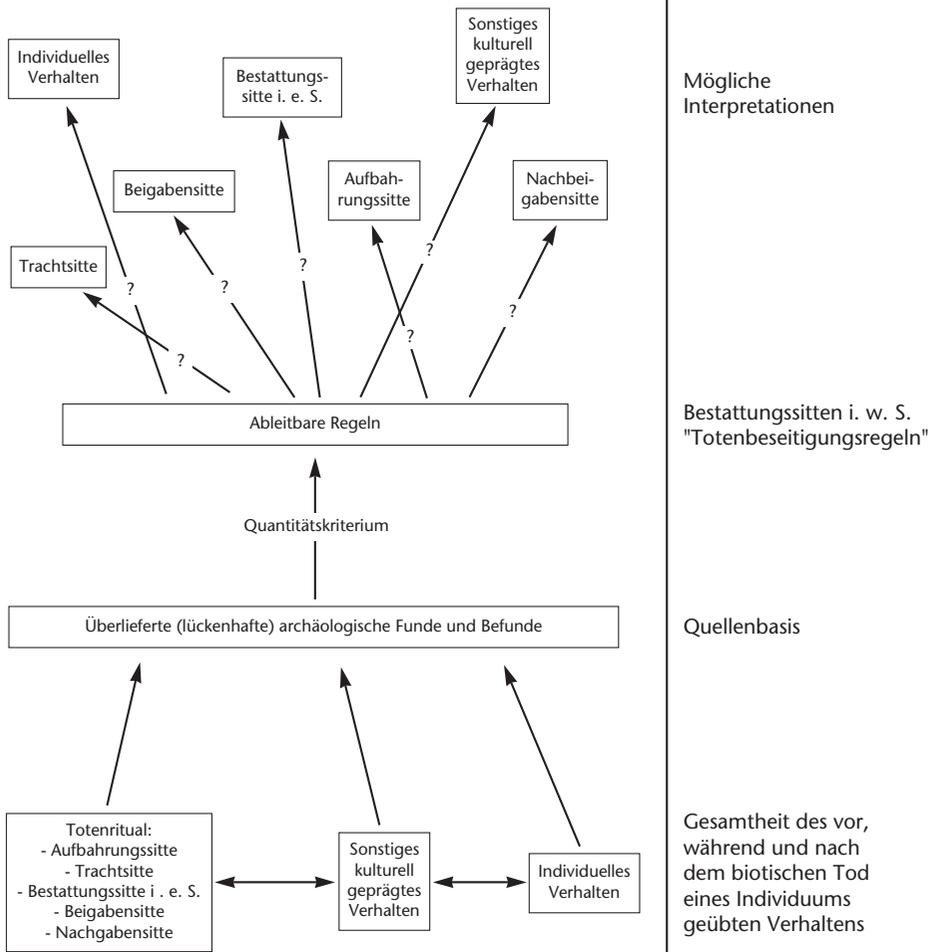


Abb. 1. Archäologischer Erkenntnisweg bei der Ermittlung von Regeln bei Bestattungen und Totenritualen: Die diversen Bestandteile des Totenrituals, sonstiges kulturell geprägtes und individuelles Verhalten bestimmen die Form, die eine Bestattung im Einzelfall annimmt, und bilden die Grundlage für den notwendigerweise lückenhaften archäologischen Quellenbestand. Daraus lassen sich auf quantitativem Weg ‚Totenbeseitigungsregeln‘, d. h. Bestattungssitten im weiteren Sinne, ableiten. Anschließend kann man versuchen, diese Regeln wiederum den verschiedenen Elementen prähistorischen Verhaltens zuzuweisen (teilweise nach Hachmann 1977, 257; Hachmann/Penner 1999, 169 ff.).

Nur dies können im archäologischen Sinn die „Bestattungssitten“ sein, die man jedoch genau genommen als „Totenbeseitigungs-/entsorgungssitten“ bzw. – noch genauer

– als „Totenbeseitigungs-/entsorgungsregeln“ bezeichnen müßte. Drittens sind aus diesen Regeln über verschiedene Argumente evtl. prähistorische Motivationen und kultu-

relle Codes (s. o.) ableitbar. Letztlich kann eine Trennung in die genannten Bereiche jedoch nur heuristischen Wert haben, da wir die indigenen Kategorien nicht kennen und nie kennen werden.

Man sollte sich jedoch davor hüten, die bei der Eruiierung der Regeln zweifellos feststellbare Variabilität einfach als den Handlungsspielraum der einzelnen Individuen aufzufassen. Ein solcher Ansatz würde dem oben skizzierten handlungstheoretischen Modell in keinsten Weise gerecht, es geradezu konterkarieren. Das Individuum würde nur noch als das „missing link“ gesehen, dessen für uns durch archäologische Mittel nicht erfahrbare Handeln den Zustand A in den Zustand B überführt hätte. Zwar können als Ausgangspunkt immer nur die mit archäologischen Mitteln möglichst fein ausdifferenzierenden, oben erwähnten „Regeln“ dienen – mehr haben wir nun einmal nicht –, diese müssen jedoch als durch Menschen, d. h. die Akteure, gemacht und durch sie fortwährend reproduziert aufgefaßt werden.<sup>7</sup>

Dabei wird man jedoch einräumen müssen, daß die hier aufgeführten Regeln nur bedingt mit den „Regeln“ von Giddens identisch sind, da die Ereignisse, aus denen sie abgeleitet sind, d. h. die Bestattungen, nicht a priori als das Ergebnis des Handelns eines Individuums gelten können; vielmehr wird man grundsätzlich davon ausgehen müssen, daß sich darin das Verhalten mehrerer Individuen widerspiegelt. Dennoch lassen sich auch daraus Regeln bilden, von denen man annehmen kann, daß sie während der Bestattung einen gewissen Stellenwert besaßen und handlungsleitend wirkten. Sie können etwa die Form annehmen „Frauen ist ihr Trachtschmuck beizugeben“ oder

„Neugeborene sollten unverbrannt beige-setzt werden“, wobei offensichtlich ist, daß diese Regeln weiter zu differenzieren wären, beispielsweise nach Alter im ersten Fall. Daß diese zunächst ausschließlich aus dem archäologischen Material abgeleiteten „Regeln“ tatsächlich das Handeln der prähistorischen Menschen explizit beeinflusst haben, kann nie mehr sein als eine mehr oder weniger wahrscheinliche Annahme, deren Maß an Wahrscheinlichkeit vor allem von der Größe der Materialbasis abhängt.

Am Ende könnte ein Flußdiagramm stehen, etwa wie Abb. 2. Die Stärke der Giddens'schen Auffassung liegt m. E. in der Aufhebung der Starre wie sie das Flußdiagramm vorspiegelt; Regeln sind immer kontrovers; selbst kodifizierte Gesetze sind ja in Giddens' Sicht nichts anderes als Regelin-terpretationen. Das bedeutet, daß die einzelnen Stationen des Flußdiagramms nicht etwa naiv im Sinne eines „wenn A, dann B, sonst C“ gedeutet werden können; vielmehr bedarf jede Station der Auslegung der Akteure (Abb. 3). Wenn die Regeln, wie für prähistorische Zusammenhänge per definitionem vorauszusetzen, nicht kodifiziert sind, wird dies zwangsläufig zum Problem, das Variabilität und Veränderlichkeit fast notwendig nach sich zieht. Vor diesem Hintergrund sind archäologisch als über längere Zeiträume und größere Regionen sehr einheitlich erscheinende Bestattungspraktiken wie etwa im Endneolithikum genauso diskussions- und erklärungsbedürftig wie ein sehr differenziertes Bestattungswesen, wie es uns in der Hallstattzeit entgegentritt.<sup>8</sup>

Bis zu einem gewissen Grad lassen sich von einer solchen Warte aus die Stärken der archäologischen Datenbasis, nämlich ihre

7 Ähnlich sehen es J. C. Barrett und K. J. Fewster (2000, 28): „It would be unfortunate if archaeologists were to misrepresent Giddens' duality of structure by disengaging structure and agency and then expect to recover them as archaeologically identifiable components.“

8 Es dürfte klar sein, daß die hier vertretene Position etwa mit der von A. Häusler, der ein sehr passives Konzept normativ festgelegter Bestattungsregeln vertritt (z. B. Häusler 2001), nicht vereinbar ist. Aber auch die Ansicht

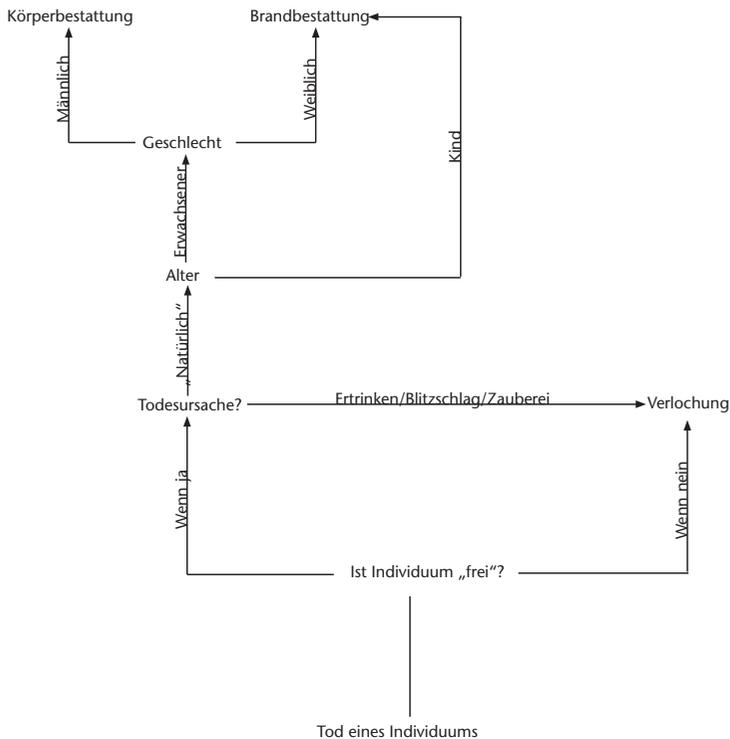


Abb. 2. Fiktives Flußdiagramm mit unrealistischen, zu statischen Entscheidungsabläufen nach dem Tod eines Individuums.

weit in Zeit und Raum ausgreifende Struktur, gezielt einsetzen. Während sich über die synchronen Bezüge die handlungsleitenden Regeln rekonstruieren lassen, die für das spezifische Aussehen der einzelnen Bestattungen verantwortlich waren, gestattet die diachrone Perspektive eine Kontrolle der Veränderung oder auch Unveränderlichkeit dieser Regeln. Mit der Verknüpfung der synchron festgestellten Handlungsoptionen mit den diachron beobachteten Resultaten

ergibt sich ein eingeschränkter Einblick in die Handlungsbedingungen und in das soziale System insgesamt. Strukturierung ist also dort archäologisch erforschbar, „wo durch individuelles oder kollektives Handeln Strukturen materiell sichtbar abgeändert werden“ (Bernbeck 1997, 313 nach M. H. Johnson; Hervorhebung im Original).

Wie bereits mehrfach betont, ist individuelles Handeln nicht oder nur in Ausnahmefällen

von C. Fischer (1997, 53), für die das „Bestattungsbrauchtum einer Gemeinschaft ... ein gesellschaftsimmanentes Kommunikationssystem“ darstellt, über das „Mitteilungen über Geschlecht, Ansehen, Reichtum, Alter, Todesursache, Glaubensgemeinschaft etc. gemacht werden“, unterstellt den Angehörigen einer Gemeinschaft m. E. fälschlicherweise ein geradezu kollektives Bewußtsein. Wenn sie meint, daß die „Selektion der Grabbeigaben und der Bestattungsart ... durch die Lebenden im Hinblick auf die zu vermittelnde Botschaft“ erfolge, stellt sich automatisch die Frage nach dem Adressat dieser Botschaft. Wozu sollte eine Gesellschaft, deren Mitglieder nach dem Verständnis von Fischer derart einvernehmlich handeln, noch eine gemeinsame Klammer benötigen?

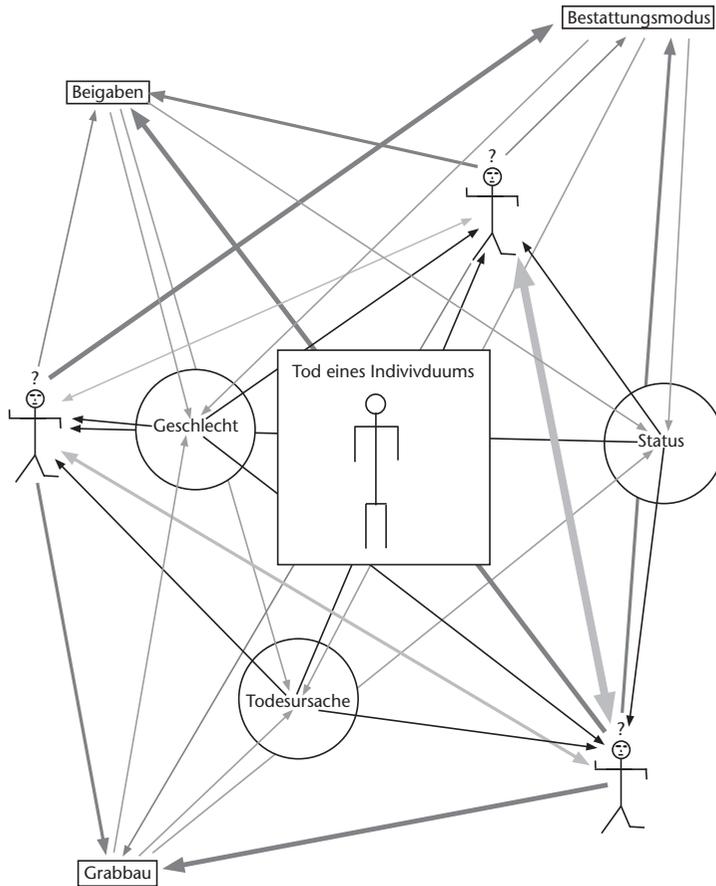


Abb. 3. Schematische Darstellung der komplizierten Wechselwirkungen zwischen der sozialen Position und den Todesumständen eines verstorbenen Individuums (exemplarisch Todesursache, Geschlecht und Status) und den beteiligten Akteuren mit jeweils unterschiedlich großen Einflussmöglichkeiten auf die Gestaltung der Behandlung des Toten (exemplarisch Bestattungsmodus, Grabbau und Beigaben). Diese Wahl hat wiederum Einfluß auf die soziale Realität der Lebenden und künftige Entscheidungen.

archäologisch erkennbar, dennoch handelt es sich bei der Beschäftigung mit den Theoremen von Giddens – und, was das angeht, genauso auch anderen Soziologen – nicht um intellektuelle Spielerei. Soziologische Einsichten werden dann wichtig, wenn es darum geht, auch archäologisch erkennbare Phänomene auf eine breitere Erklärungsbasis zu stellen. Institutionen verändern sich

nicht „einfach so“, sondern dahinter steht das Handeln Einzelner, die vielleicht das Endergebnis weder vorausgesehen noch gewünscht haben, die aber dennoch dazu beigetragen haben, daß bestimmte Entwicklungen in die eine und nicht in die andere Richtung gingen. Diesem Sachverhalt muß auf einer zumindest hypothetischen Erklärungsebene Rechnung getragen werden.

Das man sich damit auf einer eher spekulativen bis allgemeinmenschlichen, also trivialen Ebene bewegt, liegt auf der Hand. Andererseits müßte ein Ansatz, der diese Perspektive prinzipiell ausläßt, sich stets den Vorwurf gefallen lassen, den wichtigsten Erklärungsfaktor, nämlich das Wollen und Wünschen der Menschen und die daraus resultierenden Handlungen, unberücksichtigt zu lassen. Die Ansätze von Giddens, Bourdieu und ande-

ren sind deshalb so wichtig, weil sie zeigen, daß es möglich ist, das Handeln individueller Subjekte mit dem Wirken überindividueller Strukturen zu vereinen. In der Dualität von Individuum und Struktur gibt es kein „entweder – oder“ mehr, beide Aspekte sind zu einer vollgültigen Erklärung sozialer Zusammenhänge unabdingbar und gehören untrennbar zusammen.

*Nils Müller-Scheeßel, Frankfurt a. M.*

## Literatur

- Arnold 2001: B. Arnold, The Limits of Agency in the Analysis of Elite Iron Age Celtic Burials. *Journal Social Arch.* 1, 2, 2001, 210–24.
- Barrett/Fewster 2000: J. C. Barrett/K. J. Fewster, Intimacy and Structural Transformation: Giddens and Archaeology. In: C. Holtorf/H. Karlsson (Hrsg.), *Philosophy and Archaeological Practice: Perspectives for the 21st Century* (Göteborg 2000) 25–38.
- Bernbeck 1997: R. Bernbeck, *Theorien in der Archäologie* (Tübingen, Basel 1997).
- Bourdieu 1976: P. Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft (Frankfurt/Main 1976).
- Bourdieu 1998: P. Bourdieu, *Praktische Vernunft: Zur Theorie des Handelns* (Frankfurt a. M. 1998).
- Dobres/Robb 2000: M.-A. Dobres/J. E. Robb (Hrsg.), *Agency in Archaeology* (London, New York 2000).
- Eggert 2001: M. K. H. Eggert, *Prähistorische Archäologie: Konzepte und Methoden* (Tübingen, Basel 2001).
- Fischer 1997: C. Fischer, *Innovation und Tradition in der Mittel- und Spätbronzezeit: Gräber und Siedlungen in Neftenbach, Fällanden, Dietikon, Pfäffikon und Erlenbach*. Monogra. Kantonsarch. Zürich 28 (Zürich 1997).
- Giddens 1995: A. Giddens, *Die Konstitution der Gesellschaft: Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. *Theorie u. Ges.* 1 (Campus <sup>2</sup>1995 [Original: *The Constitution of Society: Outline of the Theory of Structuration* (Cambridge 1984)]).
- Hachmann 1977: R. Hachmann, Besprechung von J. Bergmann, *Die ältere Bronzezeit Nordwestdeutschlands: Neue Methoden zur ethnischen und historischen Interpretation urgeschichtlicher Quellen*. Teil A: Grab- und Hortfunde. *Kasseler Beitr. Vor- u. Frühgesch.* 2. Marburg: N. G. Elwert 1970. *Prähist. Zeitschr.* 52, 1977, 255–61.

- Hachmann/Penner 1999: R. Hachmann/S. Penner, Kamid el-Loz III: der eisenzeitliche Friedhof und seine kulturelle Umwelt. Saarbrücker Beitr. Altde. 21 (Bonn 1999).
- Häusler 2001: A. Häusler, Probleme der Interpretation ur- und frühgeschichtlicher Bestattungssitten: Struktur der Bestattungssitten - archäologische Periodengliederung. Arch. Inf. 24, 2, 2001, 209-27.
- Johnson 1989: M. H. Johnson, Conceptions of Agency in Archaeological Interpretation. Journal Anthr. Arch. 8, 1989, 189-211.
- Lamla 2003: J. Lamla, Anthony Giddens (Frankfurt a. M., New York 2003).
- Mizoguchi 2000: K. Mizoguchi, Anthony Giddens and Niklas Luhmann. In: C. Holtorf/H. Karlsson (Hrsg.), Philosophy and Archaeological Practice: Perspectives for the 21st Century (Göteborg 2000) 13-24.
- Narr 1972: K. J. Narr, Das Individuum in der Urgeschichte. Saeculum 23, 1972, 252-65.
- Reichardt 1997: S. Reichardt, Bourdieu für Historiker? Ein kultursoziologisches Angebot an die Sozialgeschichte. In: T. Mergel/T. Welskopp (Hrsg.), Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft: Beiträge zur Theoriedebatte (München 1997) 71-93.
- Robb 1999: J. E. Robb (Hrsg.), Material Symbols: Culture and Economy in Prehistory. Center Arch. Investigations Occ. Paper 26 (Carbondale 1999).
- Schwingel 2003: M. Schwingel, Pierre Bourdieu zur Einführung (Hamburg 42003).
- Welskopp 1997: T. Welskopp, Der Mensch und die Verhältnisse: ‚Handeln‘ und ‚Struktur‘ bei Max Weber und Anthony Giddens. In: T. Mergel/T. Welskopp (Hrsg.), Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft: Beiträge zur Theoriedebatte (München 1997) 39-70.

## The Ideologies of Intentionality

von Reinhard Bernbeck

Practice theory and agency are by now relatively well established approaches in archaeological interpretations. Despite others' and my own misgivings about the unreflected merging of sociologists Giddens and Bourdieu as the sources of inspiration (Robb 1999: 4; Bernbeck 2003), I will here follow standard archaeological (ab-)use and employ the term practice theory with the understanding that it includes agency theory. At first sight, there is a bewildering array of different understandings of practice theory in archaeological writings (Dobres and Robb 2000), reaching from a mere repackaging of individual, rational elite decision making in new terms (Flannery 1999) to routine, quotidian, unreflected social practices (cf. Dobres 2000: 136–141). The latter notion has had a great influence on archaeological theorizing. In consequence, we seem to have become fascinated by daily experiences of past people, and studies have analyzed everything from the production of stone tools (Dobres 2000: 164–211; Sinclair 2000) to large scale architecture (Barrett 1994; Pauketat 2000), from daily food intake to ritual consumption (Russell 1999; Dietler and Hayden 2001), ceramic production (Pauketat 2001) and burial rituals (Dunham 1999) under this paradigm.

The problem with most theoretical and "applied" archaeological writings about practice theory is that they almost invariably conceptualize practice as a monolithic, undifferentiated phenomenon. In some cases, practice is understood as purely individual, though following a habitus (Hodder 2000). In others, practice is seen rather as the outcome of aggregate actions of individuals, based on practical consciousness, where any

single person is not of importance (Barrett 1994; Pauketat 2001; Joyce 2003: 192–194). Case studies that employ a monolithic definition of practice, however sophisticated, are insofar problematic as they narrow down on a conceptual level the potential radius of historical agents, whether people, groups, objects, or actants (for the latter, cf. Latour 1993; Withridge 2001). It is such theoretical frameworks that predetermine both the content and form of the resulting narratives about the past.

I base my critique of current practice theory on these attempts at restricting practice to a notion that almost exclusively emphasizes the aggregate action of individuals who follow routines based on practical rather than discursive consciousness (Giddens 1984). Such actions are by and large embodied practices. The field in which they are realized is structured by rules that serve as guidelines for spontaneous improvisation (Bourdieu 1977; 1990).

I have heard on several occasions that it is a misconception to think that individual discursive action could be part of practice theory. Similarly, I was corrected when I argued that collective agency is by necessity part of human practice. But why should we be expected to cling slavishly to the letter of sociological theories? Archaeology has always relied on the takeover of theories from other fields, whether cybernetics (Flannery 1972), ecology (Hardesty 1980), phenomenology (Tilley 1994), or Heidegger's politically dubious existentialism (Thomas 1996). But cases where major debates over the appropriate "reading" have sprung up are rare, and I contend that Giddens' and Bourdieu's theories also need to be taken as

sources of inspiration rather than dogmata. And they should be seen in their own context, that is as responses to an age when structuralism was dominant. We as archaeologists have the vantage point of perceiving change through time, and it should be obvious for us that this applies also to the theories that underlie our own narratives of the past.

### **Practice Theory as an Ideology**

Any narrative of the past that archaeologists produce is an ideological construct, at least if ideology is understood in a Marxist sense. According to Voloshinov (1992), all representation is ideological because it is incomplete mimesis and thus misrepresentation. It does not need to be repeated that all narratives are merely textual misrepresentations of the past, never able to achieve their goal of faithfully reproducing the real. But this is only half the story.

Representations do not only "fail" because of their inherent limits. They are ideological in a second dimension because they actively conceal facets of reality. This mystification (Marx and Engels 1969) is always of a political nature because there is a power relationship between producers and consumers of such representations. This is particularly the case in archaeological and historical narratives that are the building blocks of textbooks and more general metanarratives which are used in public institutions such as schools and universities. As Althusser (1971) argued forcefully, these ideological state apparatuses shape (disciplined) subjects of the state.

Since narrative misrepresentation of the past is a constitutive element of scholarly archaeological efforts, I outline a few of the mechanisms at work. By doing this, I necessarily put myself into the ultimate ideological position of judging other people's ideological inclinations (Zizek 1994).

We can differentiate between narratives of the past that are driven explicitly by an ideology and those that have only implicit ideological tendencies. The openly ideological works intentionally conceal or enhance particular kinds of past social relations. Typically, archaeologists and historians shy away from such ways of writing because they follow a 19<sup>th</sup> century ethics of striving for academic standards of argument (cf. Jenkins 1999). Philosophers, politicians and artists are more likely to expose their ideological proclivities. For example, Engels' "Origin of the family, private property and the state" (1983) is one of these narratives about the past, as is Nietzsche's "Birth of the Tragedy" (1969). You can also include Moore's "Stupid White Men" in this category of writings, albeit about a very recent past, and some feminist archaeology.

Most archaeological narratives do not lay bare such prejudices but claim to minimize them. In this sense, scholarly productions are doubly ideological. On an epistemological level, they conceal their own biased premises, and on the level of the narrative, they veil past social relations through transformative semiotic mechanisms. These mechanisms are of a particular ideological status because they are almost always generalizing. As such, they conform to Marx's insight that ideology represents particular interests as general ones.

I mention here only a few of these generalizing transformations which we find in archaeological literature that focuses on past practice. Obviously, each such narrative includes a specific set of ideological mechanisms, not necessarily all of them.

– First, such narratives are always produced in a specific present. The past as text is always the result of a temporal dialectical relationship between a fragmentary past and a particular local present. On a meta-level, the multiplicity of constructed pasts

may sometimes be recognized in discourses about multivocality and reflexive archaeology (Hodder 1999), but this remains outside the scope of such narratives.

– Second, the prominence attributed to praxis deemphasizes other, similarly constructivist notions, foremost among them structures. Most accounts in which praxis is central abandon a dialectical perspective and diminish the basis of praxis, that is structures, to an undertheorized epiphenomenon. The original dialectic of Giddens' "structuration" has been replaced in favor of one-dimensional concepts.

– Third, praxis is constructed as an aggregate of individual actions in a field with a pre-existing set of social rules and values that reproduces itself through praxis. Other ways of acting are silenced. Again, this is a foregrounding mechanism that diminishes historical diversity.

– Fourth, as a consequence of my last point, change of praxis and fields of practices is conceptualized as continuous and slow. Reasons for such a "gradual maxim" are twofold. On the one hand, practical consciousness, realized principally as embodied practice, is not reflexive and explicitly goal-oriented. Furthermore, the sum of a multitude of unreflected practices may lead to changes, but even when they accumulate to substantial historical transformations, they are conceived as "unintended consequences" of an aggregate of actions (Giddens 1979; Pauketat 2000).

These narrative mechanisms are ideological because of their effects on present and future social and political developments. As I argued, the construction of narratives about any past is a highly political undertaking that creates specific kinds of subjects in the present. What exactly is practice theory's influence in this process?

One facet of this issue is that practice theory is self-indoctrination. It creates a gulf

between the present, highly reflexive academic producer of a narrative and the content of that narrative in which people are imbued with practical consciousness. At the same time, past actors in these narratives show a striking inability to act in a premeditated fashion. Worse, the focus on practice in narratives minimizes the critical abilities of past actors. Suppose those constructed individuals were able to enter the present world and attempted to get access to an academic institution. They would miserably fail. The production of this contrast serves as a resourceful reminder about the exalted position of the academic her- or himself.

Narratives about a past that are informed by theories of practice exclude rapid and radical change. This is why we find often terminologies centering on "tradition" (Pauketat 2001), unintended consequences (Barrett 2000), "Dasein" (Thomas 1996), negotiation, but rarely, if ever, revolution and insurgency. The past, however, no longer exists in itself, but only as representation in the present and for the future. Consequently, the construction of a past as continuous or slowly changing is the main ideological message that reaches beyond academia. It is in line with a conservative agenda that propagates the preservation of the status quo.

Finally, the past is not just of import for the present, but also for the future. Past and future are "alterities" (Rüsen 1994: 48–66), and no utopia for a better future can be built on the present alone. Thus, particular views of the past help shape the prospects of the future that any society develops. In the case of practice theories, the effect is rather limiting because discursive intentionality of past action is minimized. The consequence is an implicit rejection of the potential for premeditated change of present social conditions.

## From Practice Theory to Theories of Intentionality

As I have tried to show, practice theory's main ideological elements are its generalizing mechanisms. The deleterious effects are an implicit refutation of narratives that include particular types of events, such as reflected, radical social change. In order to solve the political problems of this theory, a re-orientation is needed that abandons the universalizing tendencies resulting from one-sided readings of a few works of two sociologists. I do not pretend that we can rid narratives of the past of their ideological elements. Still, it seems to me that such texts may be ideological to a lesser or greater extent. The more generalizing the mechanisms are which find place in such narratives, the more ideological they become.

In order to reduce the ideological effect on narratives that include practice theory, I propose a pluralization of practice. I base my ideas mainly on a reading of some texts of Marx (1962; 1974), Weber (1972), Habermas (1987) and Hartmann (1996). One of the main problems with practice theory is its assumption of universality. I advocate a pluralization of kinds of practices beyond the presently dominant understanding of the term as aggregate individual action based on practical consciousness. At least two other kinds of practices are apparent in our own industrial world as well as elsewhere. One is individual practice, based on discursive consciousness (cf. Byers 1999). While archaeologists have repeatedly attempted to argue that this is not part of practice theory (Hodder 2000:24), the point is rather whether such actions are part of social practice itself. Practical and discursive consciousness are dialectically related, since speech, the prototypical discursive action, entails at the same time almost always a practical consciousness that consists in the use of grammar. On the other hand, practi-

cal consciousness in human society is always threatened through the vagaries of interaction by an open questioning of the "self-evident." In Bourdieu's own words, doxa turns into ortho- and heterodoxy. This historical dynamic needs more emphasis. The explicit and discursive may sink down to the embodied, practical horizon, and the practical surges in specific situations to the level of discursive consciousness.

Another kind of practice largely excluded from archaeological narratives (but see Saitta 1994; McGuire and Wurst 2003) is collective practice. This is again more likely to be located in the realm of the discursive than in practical consciousness, and presumes actions of a type that are pre-meditated and goal-oriented. The excision of these types of practice from consideration in accounts of past practice has a tendency to silence resistance and social upheaval in the past.

Without claiming to be exhaustive, I mention one last practice analyzed by Lévi-Bruhl and which I would call mimetic. In non-western societies, individuals may be expected to act in accordance with the lives of a mythical precursor after whom they were named. Particular practices in their lives are predetermined, but not by an improvised playing in a field with rules, but by a premeditated attempt to imitate one particular constellation of practices that exist as a narrative. Mimesis as such may not be questioned and therefore be part of practical consciousness, whereas a specific mimetic set of actions is located on a discursive level.

Such a pluralized concept of practice needs to be historicized, since time-specific kinds of practices should not be turned into eternal ones (cf. Chapman 2000: 172). The idea of aggregate individual practice as practice per se is symptomatic of a world that has inherited the Renaissance notion of an individual, and a capitalist world that is used to thinking of economic processes as aggregates. In

other times and other cultures, entirely different forms of practices may have existed. In a similar vein, such kinds of practices need to be seen as localized, varying from region to region, city to village, and between genders, classes, or age groups. As a result, the dialectical relationship between agency and structure should also not be perceived as universal but rather as historically specific. We need to think of practices in the plural. This implies that within one society, we may find a multitude of configurations of kinds of practice. To give an example, we should not assume that an administrative, a religious and an economic sphere of a society maintain identical configurations of kinds of

practice. Rather, an administrative sphere may be characterized by the dominance of individual agency, but still have components of aggregate and collective praxis, whereas in an economic sphere, the dominant kind may be aggregate praxis. Sectional configurations should not be assumed a priori to be valid for an unspecified societal whole. In conclusion, I am convinced that a differentiated understanding of practice as a pluralized concept will bring greater sophistication to our narratives about the past, reduce their conservative ideological underpinnings and open the doors to a better future which we have helped to close.

*Reinhard Bernbeck,  
Department of Anthropology,  
Binghamton University*

## **Bibliography**

- Althusser, Louis 1971: *Lenin and Philosophy and Other Essays*. New York 1971.
- Barrett, John 1994: *Fragments of Antiquity*. Oxford 1994.
- Bernbeck, Reinhard 2003: Die Vorstellung der Welt als Wille: Zur Identifikation von intentionellem Handeln in archäologischem Kontext. In: Marlies Heinz, Manfred K.H. Eggert u. Ulrich Veit (Hrsg.) *Zwischen Erklären und Verstehen? Beiträge zu den erkenntnistheoretischen Grundlagen archäologischer Interpretation*. Münster 2003, 201–238.
- Bourdieu, Pierre 1977: *Outline of a Theory of Practice*. Cambridge 1977.
- Bourdieu, Pierre 1990: *The Logic of Practice*. Stanford 1990.
- Byers, A. Martin 1999: Intentionality, Symbolic Pragmatics and Material Culture: Revisiting Binford's View of the Old Copper Complex. *American Antiquity* 64 (2), 1999, 265–288.
- Chapman, John 2000: Tension at Funerals: Social Practices and the Subversion of Community Structure in Later Hungarian Prehistory. In: Marcia-Anne Dobres u. John Robb (Hrsg.), *Agency in Archaeology*. London 2000, 169–195.
- Dietler, Michael u. Brian Hayden 2001: Digesting the Feast – Good to Eat, Good to Drink, Good to Think. An Introduction. In: Michael Dietler u. Brian Hayden (Hrsg.), *Feasts. Archaeological and Ethnographic Perspectives on Food, Politics, and Power*. Washington 2001, 1–22.
- Dobres, Marcia-Anne 2000: *Technology and Social Agency*. Oxford 2000.

- Dobres, Marcia-Anne u. John Robb 2000: Agency in Archaeology: Paradigm or Platitude? In: Marcia-Anne Dobres u. John Robb (Hrsg.), Agency in Archaeology. London 2000, 3–18.
- Dunham, Gary H. 1999: Marking Territory, Making Territory: Burial Mounds in Interior Virginia. In: John Robb (Hrsg.), Material Symbols. Center for Archaeological Investigations, Occasional Paper 26. Carbondale 1999, 112–134.
- Engels, Friedrich 1983: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates. Berlin 1983 [1884].
- Flannery, Kent 1972: The Cultural Evolution of Civilizations. Annual Review of Ecology and Systematics 3, 1972, 399–426.
- Flannery, Kent 1999: Process and Agency in Early State Formation. Cambridge Archaeological Journal 9 (1), 1999, 3–21.
- Giddens, Anthony 1979: Central Problems in Social Theory. Berkeley 1979.
- Giddens, Anthony 1984: The Constitution of Society. Berkeley 1984.
- Habermas, Jürgen 1987: Theorie des kommunikativen Handelns, Bd. 1–2. Frankfurt/Main 1987 [vierte überarb. Auflage].
- Hardesty, D. L. 1980: The Use of General Ecological Principles in Archaeology. Advances in Archaeological Method and Theory 3, 1980, 157–187.
- Hartmann, Dirk 1996: Kulturalistische Handlungstheorie. In: Dirk Hartmann u. Peter Janich (Hrsg.), Methodischer Kulturalismus. Zwischen Naturalismus und Postmoderne. Frankfurt/Main 1996, 70–114.
- Hodder, Ian 1999: The Archaeological Process. Oxford 1999.
- Hodder, Ian 2000: Agency and Individuals in Long-Term Processes. In: Marcia-Anne Dobres u. John Robb (Hrsg.), Agency in Archaeology. London 2000, 21–33.
- Jenkins, Keith 1999: Why History? Ethics and Postmodernity. London 1999.
- Joyce, Arthur A. 2003: Sacred Space and Social Relations in the Valley of Oaxaca. In: Julia Hendon u. Rosemary Joyce (Hrsg.), Mesoamerican Archaeology. Theory and Practice. Oxford 2003, 192–216.
- Latour, Bruno 1993: We Have Never Been Modern. Brighton 1993
- Marx, Karl 1962: Das Kapital Bd. I. Berlin 1962.
- Marx, Karl 1974: Zur Kritik der politischen Ökonomie. In Marx-Engels-Werke, Bd. 13. Berlin 1974, 3–160.
- Marx, Karl u. Friedrich Engels 1969: Die deutsche Ideologie. In Marx-Engels-Werke, Bd. 3. Berlin 1974.
- McGuire, Randall H. u. LouAnn Wurst 2003: O'Where, O'Where Has Ideology Gone? Paper presented at the Annual Meetings of the American Anthropological Association, Chicago (Ill.), November 22, 2003.

- Nietzsche, Friedrich 1969: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik. Stuttgart 1969 [1872].
- Pauketat, Timothy 2000: The Tragedy of the Commoners. In: Marcia-Anne Dobres u. John Robb (Hrsg.), Agency in Archaeology. London 2000, 113–129.
- Pauketat, Timothy 2001: Practice and History in Archaeology. Anthropological Theory 1 (1), 2001, 73–98.
- Robb, John 1999: Secret Agents: Culture, Economy, and Social Reproduction. In: John Robb (Hrsg.), Material Symbols. Center for Archaeological Investigations, Occasional Paper 26. Carbondale 1999, 3–15.
- Rüsen, Jörn 1994: Historische Orientierung. Köln 1994.
- Russell, Nerissa 1999: Symbolic Dimensions of Animals and Meat at Opovo, Yugoslavia. In: John Robb (Hrsg.), Material Symbols. Center for Archaeological Investigations, Occasional Paper 26. Carbondale 1999, 153–172.
- Saitta, Dean J. 1994: Agency, Class, and Archaeological Interpretation. Journal of Anthropological Archaeology 13, 1994, 201–227.
- Sinclair, Anthony 2000: Constellations of Knowledge: Human Agency and Material Affordance in Lithic Technology. In: Marcia-Anne Dobres u. John Robb (Hrsg.), Agency in Archaeology. London 2000, 196–212.
- Thomas, Julian 1996: Time, Culture, and Identity. London 1996.
- Tilley, Christopher 1994: A Phenomenology of Landscape. Places, Paths and Monuments. Oxford 1994.
- Volosinov, V. N. 1992: From „Marxism and the Philosophy of Language“. In: Charles Harrison u. Paul Wood (Hrsg.) Art in Theory. 1900–1990. An Anthology of Ideas. Oxford 1992, 467–474.
- Weber, Max 1972: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Tübingen 1972.
- Withridge, Peter 2001: Zen Fish: a Consideration of the Discordance between Artifactual and Zooarchaeological Evidence for Thule Inuit Fish Use. Journal of Anthropological Archaeology 20 (1), 2001, 3–72.
- Zizek, Slavoj (Hrsg.) 1994: Mapping Ideology. London 1994.

### **Nationalism, Historiography and the (Re)construction of the Past**

10 September 2004, Birmingham, United Kingdom  
 E-mail: nationalism\_conference@hotmail.com

# Tagungsberichte

## **Allgemeine Archäologie – Kulturtechniken zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft**

Berlin, 6. bis 8. Mai 2004. Humboldt-Universität, Senatssaal

### **Programm:**

Eröffnungsvortrag: Georges Didi-Huberman, Paris – L´archive brûle/Das Archiv brennt, mit einer Respondenz von Michael Mayer, Berlin

### **unterirdisch**

Stefan Altekamp, Berlin – Archäologie der Gegenwart

Svend Hansen, Berlin – Erwägungen zur archäologischen Datengewinnung

Gisela Eberhardt, Berlin – Moden und Methoden. Historische Betrachtungen zur Ausgrabungstechnik

Bernhard Fritscher, München – Archive der Erde. Wissenstransfers zwischen Geologie, Archäologie und Philosophie um 1800

### **oberirdisch**

Knut Ebeling, Berlin – Von der beschränkten zur allgemeinen Archäologie. Foucaults rückhaltloser Anti-Hegelianismus

Laurent Olivier, Paris – Walter Benjamin´s archaeology of the present

Rodolphe Gasché, Buffalo – Archaeology of the frivolous

### **Podium I: Archäologie als Kulturwissenschaft/Kulturwissenschaft als Archäologie?**

Stefan Altekamp, Berlin/Wolfgang Ernst, Berlin/Kathrin Schade, Berlin/Lambert Schneider, Hamburg/Renate Reschke, Berlin/Sigrid Weigel, Berlin

Moderation: Knut Ebeling

### **außerirdisch**

Stefan Günzel, Berlin – Die zwei Archäologien des Raumes

Monika Rieger, Berlin – Artifactual Biography. Sammeln und Ordnen bei Gerhard Richter und Andy Warhol

Christiane Zintzen, Wien – Tiefe Oberflächen. Archäologie als Kunst, Kitsch oder common place?

Aleida Assmann, Konstanz – Archive im Wandel der Mediengeschichte

### **Podium II – Zur Zukunft der allgemeinen Archäologie**

Aleida Assmann, Konstanz/Peter Gente, Berlin/Franziska Lang, Berlin/Vera Szöllösi-Brenig, Hannover/Urs Willmann, Hamburg/Renate Reschke, Berlin,

Moderation: Wolfgang Ernst, Berlin

Eine Besprechung der Tagung, die vom interdisziplinären Forschungsprojekt „Archive der Vergangenheit“ organisiert wurde, fällt mir schwer. Zu groß empfand ich die Diskrepanz zwischen der Archäologie, die die Klassischen Archäologen, Prähistoriker und andere Vertreter der „Spatenwissenschaften“ betreiben und der „Archäologie“, wie sie Michel Foucault als Methode (oder eher Betrachtungsweise?) der Diskursanalyse eingeführt hat und von der bei den meisten ‚nicht-unterirdischen‘ „Archäologen“ mutmaßlich die Rede war. Klare Definitionen der wichtigsten Schlagworte wie „Archäologie“ oder „Archiv“ wurden im allgemeinen vermieden, was sich in der Podiumsdiskussion am Freitag deutlich zeigte. Daher möchte ich nicht auf die einzelnen Beiträge eingehen (vgl. das Programm oben), sondern vielmehr einige der Punkte aus dieser Podiumsdiskussion aufgreifen. Mir sind insbesondere drei miteinander verknüpfte Themenfelder im Gedächtnis geblieben:

1. Das schon angesprochene (Miss-)Verständnis des Begriffes „Archäologie“. Die ‚echten‘ Archäologen, auf der Tagung also Klassische Archäologen und Prähistoriker, schienen Archäologie als Methode, **Interpretationsmöglichkeit** und -handwerkzeug zu verstehen, während die anderen Kulturwissenschaftler eher das Sammeln, Ordnen und Klassifizieren von Sachverhalten oder Gegenständen im Sinne hatten. Ich denke hier vor allem an den Medienwissenschaftler Wolfgang Ernst, der eine flamme Rede für eine völlig antiquarische Archäologie hielt. Die klassischen Archäologen auf dem Podium (Stefan Altekamp, Kathrin Schade und Lambert Schneider) wehrten sich zwar entschieden gegen eine methodische Rückkehr ins 19. Jahrhundert, ich frage mich aber, inwieweit diese Abwehr wahrgenommen und verstanden wurde.

2. Mit diesem Problem geht meiner Meinung nach ein zweites einher, das ebenfalls in der

Podiumsdiskussion angesprochen wurde, und das ich provokant formulieren möchte: Brauchen wir exakte Definitionen für einen wissenschaftlichen Diskurs? Für eine interdisziplinäre Zusammenarbeit sicher, da dafür eine gemeinsame Basis bestehen sollte, von der ausgehend gemeinsam Neues geschaffen werden kann. Ist das Ziel der Diskussion jedoch ein allgemeiner Austausch von Ideen, Meinungen, Auffassungen, können ständige Definitionsklärungen auch hinderlich sein. Ohne Definitionen wird die wissenschaftliche Diskussion zwar subjektiver, jeder benutzt beliebige Begriffe nach seinem eigenen Gutdünken, und selbstverständlich wird Verständigung schwieriger – aber: die Diskussion wird assoziativer und freier, gewinnt geradezu künstlerische Qualitäten. Auch Kunstwerke führen zu persönlicher Erkenntnis – wo liegen da die Unterschiede zur (Geistes-)Wissenschaft?

3. Ebenfalls mit dem Verständnis von „Archäologie“ hängt ein Widerspruch zusammen, den der Moderator Knut Ebeling feststellte: Während sich die Kulturwissenschaftler nach Datenaufnahme, Klassifizierung und pragmatischer Ordnung im allgemeinen zu sehnen scheinen, streben die Archäologen nach Abstraktion und Theorie im weitesten Sinne.

Aus diesen Punkten stellt sich für mich die Frage nach den Erwartungen der Kulturwissenschaften an die Archäologie – und ebenso die Frage, ob sich die Archäologie in dieser Rolle wiederfinden kann. Möchten wir für eine Archäologie stehen, die mit Pinselchen zugrundeliegende Tatsachen freilegt, sie dokumentiert, klassifiziert und in Schubladen wegordnet? Wo verorten wir uns selbst innerhalb eines Netzwerks von Kulturwissenschaften, die sich einem Klischee von Archäologie bedienen, das wir ins 19. Jahrhundert verbannen möchten?

In diesem Sinne hat das Berliner Symposium bei den trotz illustrier Redner leider nicht übermäßig zahlreichen Zuhörern sicher viele Gedankenanstöße gegeben, bei Archä-

ologen und „Archäologen“ gleichermaßen. Für die „Archive der Vergangenheit“ war das Symposium sicher ein großer Erfolg der jahrelangen Zusammenarbeit.

*Wiebke Rohrer, Berlin*

### **Theoretical Archaeology Group**

17th–19th December 2004, University of Glasgow

Website: <http://www.gla.ac.uk/archaeology/tag/index.html>

#### **Sessions:**

- The Archaeology of Crime
- Art-archaeology; mediations of meaning and form
- The materialisation of social identities
- The archaeology of conflict
- Cropmarx: theoretical perspectives on aerial archaeology
- The Role and Uses of Archaeology in Contemporary Society
- Archaeology and Colonialism/Postcolonialism
- Fiery Theory: the role of fire in the Neolithic
- Conceptual paradigms in the Dark Ages: towards a historiography of early Medieval archaeology
- Archaeology and the Electronic Word
- ‚Once upon a time in the past‘: archaeology, communication and storytelling
- Modern Technology and Ancient Society: the theoretical bridge



Auch das noch ...



Quelle: P. Berghaus u. a. (Hrsg.), Der Archäologe (Münster 1983) 71.